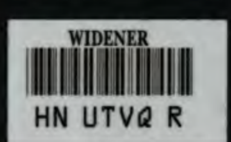

Geog
4418.
45


WIDENER
HN UTVQ R


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Erinnerungen

aus

dem Osten.

Erinnerungen
aus dem Osten

mitgetheilt

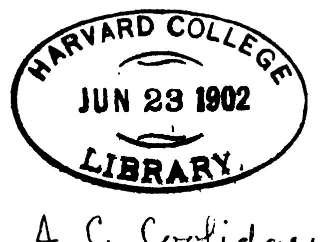
von

C. G. Frege,

Königl. Dänischem Consul und Commerz.=Rathe, Ritter des Danebrog=Ordens, Mitgliede der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Copenhagen.



Leipzig,
Verlag von C. L. Hirschfeld.
1845.


HARVARD COLLEGE
JUN 23 1902
LIBRARY.

Vorwort.

Wie die Zweige des Banianenbaumes nur eine gewisse Höhe erstreben, und sich dann wieder zur Erde neigen, um den Wanderer einzuladen, in ihrem Schatten zu verweilen, so mögen auch gegenwärtige bescheidene Blätter, deren Inhalt ich Original-Briefen der neuesten Zeit entnommen habe, dem Leser zum Asyl der Erholung werden, und ihm die belebten Fernsichten der östlichen Halbkugel enthüllen.

Der strenge Historiker, der gewissenhafte Geograph und der gelehrte Alterthumsforscher werden nur eine theilweise Befriedigung in diesen Reisebildern finden, da ich, weit entfernt, einzelne Aufgaben erschöpfen zu wollen, jede Compilation absichtlich vermieden habe, und hauptsächlich nur

darauf bedacht war, solche Darstellungen und Anschauungen zu geben, welche ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, und den unbefangenen Leser in eine Welt einführen, der wir uns durch die Fortschritte der Civilisation und Bildung immer mehr und mehr nähern.

Leipzig, im September 1844.

Der Verfasser.

Inhalts=Uebersicht.

Nach einem geräuschvollen Aufenthalte in Paris durchflog ich mit flüchtigen Rossen das herrliche Burgund und die reizenden Gefilde der Provence, um einem Freunde Wort zu halten, welcher mich in Avignon erwartete.

Mit schwerem Herzen trennten wir uns von den entzückenden Ufern des Rhone! Wird uns am heiligen Ganges die reiche Natur des Ostens auch so freundlich begrüßen?

Es war ein rauher Novemberabend, als wir Marseille erreichten; die Straßen waren mit Schnee bedeckt bei unserm Erwachen am nächsten Morgen, und doch prangten frische Rosen und Myrten in den Zimmern, welche mein Reisegefährte bestellt hatte; so siegte der heiße Lebenshauch der ewig jugendlichen Provence über die ohnmächtigen Launen des Winters!

Leider war der Aufenthalt in Marseille zu kurz, um

diese wichtige, oft beschriebene Stadt Frankreichs mit ihren ungeheuren Getreidemagazinen und dem Krankenhospitale von europäischem Rufe mehr als flüchtig betrachten zu können; im großen, sichern Hafen erwartete uns bereits das Dampfboot Polyphemus, um uns nach Malta zu bringen. Die Einrichtung dieses eleganten Schiffes ließ nichts zu wünschen übrig, der Capitain desselben, Mr. Evans, war ein zuvorkommender, gebildeter Seemann, unter dessen Leitung wir bald die Ufer Frankreichs aus den Augen verloren.

Am zweiten Tage unserer Reise sahen wir Corsica von fern, und bald darauf Sardinien, nach dessen Küste wir hinsteuerten. Der Hafen von Palmas trat vor unsere Augen. Hohe Berge und schroffe Klippen bilden die Küste Sardiniens, dessen Vegetation, nach dem frischen Grün, und den reichen Wäldern, welche die Höhen krönen, zu urtheilen, sehr fruchtbar zu seyn scheint. Ungefähr zwei deutsche Meilen von Sardinien entfernt, erblickten wir die sonderbar gestaltete Felsenmasse „Toro" — welche den Schiffern im mittelländischen Meere als Wahrzeichen sehr wohlbekannt ist. Unweit der tunesischen Küste erschien die Insel Pantellaria, später Gozzo, und bald liefen wir unter Salutschüssen in Malta's Hafen, La Valetta, ein. — Das trefflich eingerichtete Victoria Hotel vereinigte die Eleganz von Paris mit Englands Comfort; eine laue, milde Luft durchströmte unsere Zimmer, als die Sonne hocherglühend in das Meer sank, und der rauhe November Frankreichs war

da bereits von mir vergessen, hier wo meine eigentlichen Erinnerungen für den Leser in der Form eines See-Journals beginnen.

Besuche bei den englischen Behörden und Reiseeinrichtungen mancherlei Art nahmen mich in Malta so in Anspruch, daß ich erst an Bord des Dampfbootes Oriental, auf dem blauen klaren Meere dazu komme, die Eindrücke wiederzugeben, welche der reizende Aufenthalt auf Malta in mir zurückließ. Meine Ausflüge habe ich theils zu Fuße, theils zu Pferde gemacht. Malta unter dem sechsunddreißigsten bis neununddreißigsten Grad N. Breite gelegen, hat ein äußerst trocknes, heißes, aber doch sehr gesundes Clima. Ursprünglich bestand die Insel aus einer nackten Felsenmasse, sie hat aber durch Erdreich, das aus dem ohngefähr zehn deutsche Meilen entfernten Sizilien geholt wurde, und noch fortwährend geholt wird, einen zwar künstlichen, aber höchst fruchtbaren Boden bekommen, welcher Wein, Südfrüchte, Baumwolle, Zuckerrohr und eine reiche Fülle schöner Blumen, namentlich Rosen, erzeugt. Der ausserordentlich stark befestigte Hafenplatz Valetta ist zugleich Hauptstadt der Insel, und verdankt seinen Namen dem Großmeister der Malteser Ritter, Grafen La Valette, welchem man dadurch wegen seiner heldenmüthi-

gen Vertheidigung Malta's gegen Soliman ein bleibendes Denkmal stiftete. Valetta ist unter den Städten Europas, welche ich gesehen, diejenige, welche am wenigsten Europäisches, und das meiste Orientalische in ihrer ganzen Erscheinung hat. Das Innere derselben ist hügelig, und viele der Straßen, in denen ein lautes Treiben herrscht, bestehen fast ganz aus steinernen Stufen. Englische Soldaten, Matrosen, Herren und Damen, Malteserinnen in ihrem eigenthümlichen, dem der Damen in Lima sehr nahe kommenden Costüme, Türken, Griechen und Aegypter kreuzen sich im bunten Gewühl nach allen Richtungen. Die Wälle der Festungswerke bilden eine schöne Promenade, und entzückend ist die Aussicht auf das Innere der Insel sowohl, als auf das Meer, an dessen fernem Horizonte Sizilien und der hohe Aetna auftauchen. Ein Spaziergang, vorzugsweise der „Passeggio" genannt, verdient besonders besucht zu werden, da er durch einen Säulengang, in welchem sich auch einige Monumente brittischer Generale und Admirale befinden, gebildet wird. — Von hier aus übersieht man die ganze Stadt, den Hafen mit seinen Kriegsschiffen, und die auf zwei kleinen Inseln ruhende Quarantaine-Anstalt; unter sich erblickt man einen reizenden Garten voll der herrlichsten Orange-, Citronen- und Granat-Bäume.

Zu den historischen Merkwürdigkeiten gehört die 1583 — 1586 erbaute Kathedrale, dem heiligen Johannes, als Schutzpatron des Malteser-Ordens, geweiht. Das Innere

dieses umfangreichen Gebäudes strahlt von Gold und Marmor und gleicht mehr einer türkischen Moschee, als einer katholischen Kirche. — Fahnen und Flaggen, früher den Ungläubigen in blutigen Schlachten abgenommen, schmücken die Wände, auch die Grabsteine der Großmeister und Ritter des Ordens, welche letztere bekanntlich in fünf Nationen: Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener und Portugiesen eingetheilt werden, befinden sich hier. Jede dieser Nationen hat ihre abgesonderte, sich dem Kirchenschiff anschließende Capelle, wo sich Marmor, Gold, Bildhauerarbeit und Gemälde wahrhaft um die Verherrlichung streiten. Mancher deutsche bekannte Name, unter andern derjenigen der sächsischen Familie von Carlowitz, war in der deutschen Capelle zu lesen; seit mehr als hundertfünfundsiebenzig Jahren ruht der tapfere Ritter hier, und wie haben seitdem die Zeiten sich geändert, mit welchen Waffen wird jetzt der Krieg gegen die Ungläubigen geführt! Als ich in die Kirche eintrat war gerade Hochamt, wobei sich die Elite der Malteser Damen eingefunden hatte; sie waren durchgängig wahrhaft schön zu nennen. Mag es seyn, daß diese in allen süd-katholischen Ländern herrschende Sitte sich zur Ostentation hinneigt; — eine glänzende Versammlung von Männern und schönen Frauen, deren Züge das Gepräge der Würde und Bildung tragen, erhöht das Festliche, das Heilige der Handlung. Man findet in ihrem Anblick einen wohlthuendern, innern, geistigen Anhaltpunkt, als wenn zwischen Altären von Marmor

und Gold der elende Bettler an die Drangsale des Lebens mahnt; ein solcher Contrast thut unserm Gemüthe weh, und zerstört unsere Illusion, in der Mitte so vieles Herrlichen, der Herrlichkeit Gottes einen Augenblick näher zu seyn.

Die Sprache des gemeinen Volkes besteht aus einem Gemisch, welches dem Arabischen näher kommt, wie dem Italienischen, was wohl aus der Zeit herrührt, wo die Araber (im neunten bis eilften Jahrhundert) in Besitz der Insel waren. Viele Sitten und Gebräuche sind den jetzigen, streng katholischen Bewohnern aus jener Epoche geblieben; später gehorchte die Insel den Beherrschern Siziliens und ward bekanntlich im Jahre 1525 von Kaiser Carl V. dem Johanniter Orden geschenkt. Nächst Gibraltar ist Malta die Hauptstation der Engländer im Mittelmeer.

Valetta, nebst dem unüberwindlichen Castell St. Elmo, zählt jetzt mit Einschluß der Garnison etwa 60,000 Einwohner. Die zweite Stadt der Insel, Citta Vecchia genannt, liegt im Innern etwa zwei Stunden von Valetta entfernt. Den Weg dahin machte ich zu Pferde, er ist ziemlich eben, nur einige Olivenwälder, und hie und da eine Gruppe von Palmen und Orangenbäumen unterbrachen die Monotonie. Das Wetter war warm und schön, wie ein sonniger Junitag im südlichen Deutschland. Citta Vecchia bietet außer einigen Katacomben und Grabsteinen alter Malteser Ritter nichts Sehenswerthes dar; nach einem frugalen Mittagsessen im Freien, wozu ich trefflichen

fizilianischen Wein in einer einzeln stehenden Osteria fand, trat ich mit einem Umwege den Rückritt an.

Am nächsten Tage waren wir zu einem Lunch (Frühstück) vom Gouverneur der Insel geladen, er empfing uns gastfreundlich, und wir hatten Gelegenheit die ganze **beau monde** Malta's auf seiner prächtigen Villa, St. Antonio, zu sehen. Bis hierher hatte Europa's Luxus die Oberhand.

Der Steamer Oriental, von etwa eintausend zweihundert Tonnen, welcher einen Tag nach uns von England in Malta angekommen war, und an dessen Bord ich schreibe, nahm uns am dreizehnten Nov. auf, um uns nach Alexandrien zu bringen. Unsere Reisegesellschaft ist recht glücklich zusammengesetzt; der in England und Indien sehr bekannte Herr Thompson ein eifriger Freund der Sklaven-Emancipation, gehört zu meinen interessanten Reisebekanntschaften. Sein Benehmen ist ebenso anspruchslos, wie sein Gefühl für die Menschenrechte lebhaft und edel. Die meisten unserer jetzigen Reisegefährten werden sich bis Calcutta nicht trennen. Es ist wahrlich ein glückliches Ungefähr, mit so angenehmen und gebildeten Personen vereinigt zu werden, wenn man auf einen Raum angewiesen, welcher nach den gewöhnlichen Begriffen von den Bedürfnissen des Umgangs doch jedenfalls sehr beschränkt zu nennen ist. Allerdings legt sich bei einer solchen Reise jeder Gebildete und namentlich der viel Gereiste von selbst die Verpflichtung auf, seinen Mitpassagieren die kleinen Eigenheiten zu

verbergen, welche im Umgange mehr stören, als die wirklichen Schattenseiten des Charakters. Das tägliche, stündliche Zusammenleben erheischt auch stets eine gewisse Etiquette, namentlich auf den großen englischen Dampfböten, indessen nenne ich es doch ein besonderes Glück, gerade mit lauter Personen beiderlei Geschlechts zusammenzutreffen, welche einen reichen Vorrath geistiger und geselliger Vorzüge besitzen, und zur rechten Zeit geltend zu machen wissen. Vier Tage unserer Reise sind uns bereits sehr angenehm verstrichen.

Den 19. Novbr. an Bord des Dampfbootes Little Nile von Atfieh nach Kairo, und in Kairo.

Am siebenzehnten November früh neun Uhr erblickten wir den berühmten Pharus von Alexandrien (erbaut von Alexander dem Großen) und rechts vor uns, — Alexandrien selbst. Der Anblick ist im hohen Grade imponirend. Links liegt der Pallast Mehemed Aly's, weiter zurück der ehemalige Hafen, und dicht dabei die alte griechisch-ägyptische Stadt, welche von Weiten als ein Haufen Ruinen erscheint. Rechts erblickt man die neue Stadt, das eigentliche Alexandrien, und den mit Schiffen aller Nationen belebten neuen Hafen. Da Alexandrien zugleich Kriegshafen des Paschah's ist, so mußten wir, ehe wir zu Anker gehen konnten, einige äußerlich sehr gut gehaltene Kriegsschiffe verschiedener Größe passiren. Mit welchen Gefühlen betrat ich den uralt-classischen Boden von Mizraim! Heilige Ehrfurcht vor den Erinnerungszeichen einer gewaltigen Vergangenheit wechselte in mir mit dem heißen Ver-

langen, Gegenwart und Vergangenheit mit dem Auge der Erkenntniß zu überblicken, sie mit den Armen des Wissens zu umfassen. —

Nachdem unser Gepäck richtig in dem englischen Hotel angelangt, welches in der sehr hübsch gebauten fränkischen Stadt liegt, mietheten wir sofort einige kräftige Esel und Treiber, um unsere knapp zugemessene Zeit möglichst zu benutzen. Ich bemerke dabei, daß die ägyptischen Esel nicht mit den deutschen zu vergleichen, sondern sehr schöne, große, schnelle und ausdauernde Thiere sind. Der Zudrang der die Vorzüge ihrer Thiere anpreisenden Treiber, der betäubende Lärm, den sie dabei machten, vereint mit dem gräßlichen, ohrenzerreissenden Geschrei, welches die Thiere erhoben, überstieg alle Begriffe, nur mit Gewalt gelang es uns die Cavalcade in Bewegung und aus diesem Chaos heraus zu bringen! Wir setzten unsere Thiere in Galopp, die Eseltreiber liefen hinterher, sie mehr durch Worte, als durch Schläge antreibend. Der schnelle und sichere Gang dieser Thiere war für mich ganz überraschend. Die Sättel waren nach türkischer Art hoch, die Bügel von Eisen und schwer. Der Zug ging zuerst nach der ohngefähr dreiviertel Stunden weit entfernten Pompejus-Säule; um zu ihr zu gelangen, mußten wir theilweise das von Muselmännern bewohnte Stadtviertel durchreiten, in welchem die ärmere Klasse lebt; wir fanden daher nichts als elende Hütten, und wo uns unverschleierte Weiber erblickten, liefen sie Schimpfworte gegen die ungläubigen

„Hunde“ ausstoßend, in dieselben zurück. Ein schöner muselmännischer Gottesacker veranlaßte uns einen Augenblick Halt zu machen. Nur die Leichensteine einiger Vornehmen erinnerten uns nach muselmännischer Sitte an das Feld des Todes, sonst glich Alles einem mit herrlichen Rosen- und Jasmin-Sträuchen bewachsenen Garten, wo unter Palmen und Cedern ernste Moslems und verschleierte Frauen lustwandelten.

Bald erreichten wir die unfern des Meeres jetzt einzeln stehende prachtvolle Säule, welche Ptolemaeus Lagi errichtete, und in deren Nähe Pompejus ermordet wurde. Aus drei Stücken des herrlichsten Granits geformt, achtundachtzig Fuß hoch, gehört sie zu den schönsten Denkmälern der ägyptischen Vorzeit: nach französischen Alterthumskennern soll sie ein Ueberrest des Serapis Tempels seyn, Andere sind der Meinung, daß sie erbaut wurde, um den Schiffern als ein Merkmal des niedrigen Landes zu dienen.

Unser nächster Besuch galt den Obelisken, die unter dem Namen der Nadeln der Kleopatra bekannt sind, und allerdings sehr von der Zeit und Atmosphäre gelitten haben; sie sind ebenfalls aus Granit, und der aufrecht stehende, am besten conservirte, soll ungefähr neunundsiebenzig Fuß hoch seyn, was ich jedoch nicht verbürgen mag. Die Ansicht, daß sie zum Eingang des Palastes der Kleopatra gehört haben, erscheint wahrscheinlich, und findet sich auch in den neuern Werken französischer Reisenden ausgesprochen.

Ein langer mit Trümmerhaufen umgebener Steindamm führte uns nach der Insel Pharillon, wo wir die Ueberreste des berühmten Leuchtthurmes, einst eines der Wunderwerke der Welt, in Augenschein nahmen; leider haben Zeit und Menschenhände wenig von diesem Kunstwerk übrig gelassen! Ermüdet kehrten wir zur Stadt zurück, und labten uns an den ersten frischen saftreichen Datteln.

Unser Wunsch den Palast des Paschah zu sehen, konnte leider nicht in Erfüllung gehen, da der Paschah nach dem Delta und Kairo abgereist war, desto mehr wurden wir durch die Artigkeit eines hochgestellten Beamten, an welchen wir empfohlen waren, erfreut, indem uns derselbe ein Canalboot anbieten ließ, um uns den Mahmuddie-Canal hinunter nach Atfieh zu bringen, von wo aus wir uns auf dem Nil nach Kairo einschiffen sollten. Bald waren unsere Sachen gepackt, und schneller als wir erwartet, verließen wir Alexandrien, um dieser angenehmen Aufforderung Folge zu leisten. Nach einviertelstündigem Ritt erreichten wir den Einschiffungsplatz. Der Mahmuddie-Canal geht von Alexandrien nach Atfieh am Nil, mündet jedoch nicht in diesen Fluß, sondern endet ohngefähr fünfhundert Schritt vom Nil; durch treffliche französische Ingenieurs auf Befehl des Paschah's angelegt, gehört dieser Bau zu den Meisterwerken, und beurkundet, wie so manche andere treffliche Einrichtung dieses Landes, den Scharfblick und die Fürsorge des Herrschers. —

Unser Boot war ziemlich groß und bequem. Eine Cajüte nahmen die Damen in Besitz, eine andere die Herren, die dritte blieb der Dienerschaft, durch welche wir die nöthige Mundprovision von Alexandrien hatten mitnehmen lassen. Vier Pferde, welche aller zwei Stunden gewechselt wurden, zogen unser Boot im gelinden Trabe den Canal hinab. Eine laue, mondhelle Nacht stimmte die Gefühle poetisch und fröhlich zugleich; bei den originellen Nationalliedern unserer egyptischen Schiffsleute glitt das Boot zwischen Platanenalleen durch die silberklaren Wellen, und wie der magische Glanz der Nacht die blühenden Ufer verschmolz mit dem mondeshellen glatten Spiegel des Wassers, so vereinigten sich die innern Saiten der Gemüther zum lautlosen Accorde, bis auch unsere Lieder, abwechselnd ernst und heiter, die Empfindungen aussprachen, denen wir wohl Alle, mehr oder weniger, in schweigender Uebereinstimmung hingegeben waren. Englische, deutsche, französische und spanische Gesänge wechselten mit denen von Persien und Hindostan, bis uns am nächsten Morgen beim heißen arabischen Caffee der Patron des Bootes den Landungsplatz von Atfieh zeigte. Den kurzen Weg zu einem guten Hotel, welches von einem ehemaligen französischen Officier gehalten wird, machten wir zu Fuß, und erfuhren bei unserer Ankunft daselbst, daß das Dampfboot Little Nile, welches uns nach Kairo bringen sollte, noch nicht eingetroffen sey. Wir benutzten daher die Zeit, um den Ort und die Gegend zu besehen. Atfieh am Nil

ist ein elendes aus Lehmhäusern bestehendes Nest, seine eigenthümlich günstige Lage hat es aber zu einem der vorzüglichsten Handelsplätze des innern Aegyptens erhoben. Die Böte, welche mit reichen Ladungen von Baumwolle, Reis, Droguen u. s. w. stromabwärts von Nubien und Abyssinien kommen, legen hier an, um die Waaren Canalbooten zu übergeben, auf welchen sie nach Alexandrien, und von da aus nach Europa verschifft werden. — Kaum war es möglich durch das Gewühl der Menschen zu kommen, welches durch endlose Züge bepackter Kameele, Dromedare und Esel bis zum Unglaublichen gesteigert wurde. Der Lärm war grenzenlos, denn die niedere Volksclasse Aegyptens kann nichts thun, ohne dabei zu schreien oder zu singen. Hier sieht man neben dem Araber den Neger Aethiopiens, neben dem Aegypter den braunen Bewohner Nubiens, und den europäischen Kaufmann in eifrigem Handel mit dem maurischen Juden. Wir besuchten den Bazar, denn Atfieh besitzt einen solchen, so wie jede orientalische Stadt; war er auch wirklich armselig genug zu nennen, so fesselte er doch der Neuheit wegen mein Interesse. Obgleich die Bewohner Atfieh's meistens aus Moslems bestehen, so sind doch so viele koptische Christen und so viel Juden unter ihnen, daß der Feringhi (Franke, Europäer) nicht mit scheelem Auge angesehen wird, und das Innere des Hauses, mit Ausnahme des Harem, besichtigen mag, wenn er es wünscht. So durchstreifte ich denn Atfieh einige Stunden, und ergötzte mich

an den mir neuen orientalischen Bildern. Hier sah ich die Kameel- und Eseltreiber, die Wasserträger und Sklaven noch ganz so, wie sie in „Tausend und Eine Nacht" beschrieben, nur die Prinzen und Prinzessinnen fehlten!

Um drei Uhr Nachmittags begaben wir uns an Bord des in der Zwischenzeit angekommenen Dampfschiffes Little Nile. Dasselbe ist in allen Dimensionen genau so gebaut, wie die Böte, welche auf der Themse unter dem Namen Watermen Company Steamers von London nach Greenwich und Woolwich gehen, — dies ist genug zu seinem Lobe gesagt, denn die Watermen Steamers sind, wenn auch die kleinsten, doch die schnellsten und besten unter den Dampfbooten. Die Reise ging nun Stromaufwärts nach Kairo. Welch' herrlicher Strom ist der Nil, und wie freute ich mich des Anblickes dieses classischen Flußes! Obgleich die Ueberschwemmungen statt gefunden hatten und der Fluß im Abnehmen war, so übertraf seine Breite doch noch diejenige der Themse bei London. Die ziemlich flachen Ufer erblühten in einer reichen Vegetation, hin und wieder waren Dörfer gleich Schwalbennestern an Hügel geklebt, — und schöne grüne Haine von Platanen wechselten mit Wäldern von Dattelpalmen. Wie ging mir das Herz auf in heiliger Bewunderung, als wir die fruchtbaren Ebenen Mizraims durchschnitten, wo Ruinen von Tempeln und Städten mich in die alte, classische Zeit versetzten, während die üppige Frische der Gegenwart es mir sagte, wie unzerstörbar der Segen dieses Landes sei,

und welche Vorzüge, welch' reichen Grund zur Zufriedenheit den Bewohnern auch heute noch die Natur biete. —

Gegen Abend passirten wir Fueh, das „Manchester" Aegyptens, und setzten unsere Reise mit großer Schnelligkeit fort. Hell strahlte der Mond über die malerische Gegend. Die Nacht war so schön, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich niederzulegen. Schweigend betrachtete ich die Besatzung des Schiffes, welche außer dem Ingenieur, Koch und Steward, nur aus Landeseingebornen bestand. Der Rais (Capitain), ein schöner schwarzbärtiger Moslem, saß, seinen Tschibuek (Pfeife) rauchend auf der Paddle Box; ich setzte mich zu ihm. Englisch sprach er leider nur wenig, dagegen die **lingua franca** ganz fließend, so daß es mir durch ein Gemisch von spanisch, italienisch und französisch möglich wurde, mich mit ihm zu unterhalten. Freundlich lud er mich ein, sein aus Pillace (Reis und Fleisch) bestehendes Abendessen zu theilen; den Wein, welchen ich ihm anbot, schlug er aus, nahm aber keinen Anstand, mir bei kaltem Arac-Punsch Gesellschaft zu leisten; plaudernd verbrachten wir die Zeit bis drei Uhr. Nach zweistündiger Ruhe weckte mich der Rais, den ich darum gebeten, um mir die Pyramiden zu zeigen, welche am fernen Horizont auftauchten, und deren Gipfel von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet wurden. Es war ein erhebendes, großartiges Schauspiel, welches selbst auf mich, einen Reisenden, der so viel sah, einen tiefen, erschütternden Eindruck machte! Je näher wir Kairo kamen,

desto lebendiger wurde es. Böte auf dem Fluße, und Kameele am Ufer brachten Lebensmittel nach der zweiten Stadt des Islamismus. Endlich um acht Uhr Morgens legten wir in Bulakh, dem Hafen, und der Vorstadt Kairo's an. Wie in Alexandrien war das Gedränge und Geschrei der Eseltreiber, welche uns nach der einer halben Stunde entfernten Stadt bringen wollten, unbeschreiblich groß. Nach vieler Mühe gelang es uns, die erwählten Esel zu besteigen, einige der zudringlichsten Träger mußten sogar durch Schläge entfernt werden. Zuerst passirten wir das schmuzige Bulakh, später, nachdem wir eine schöne Platanen-allee durchritten, eine großartige Brücke, vom Paschah über einen zur Bewässerung des Landes gebauten Canal angelegt, und zogen endlich in die Thore von Kairo ein! Unterwegs begegneten uns vornehme Muselmänner zu Pferde, und ägyptische, verschleierte Damen, in reich vergoldeten Wagen sitzend, die sich dessenungeachtet nicht enthalten konnten, unserer Cavalcade einen Blick zuzuwerfen. Das Erste, was ich nach einer vorläufigen Einrichtung im Hotel mit meinem Reisegefährten unternahm, war der Besuch eines Badehauses, von denen wir so viel Eigenthümliches gehört hatten. Unser Jenissery Selim, welchen wir im Gasthof engagirten, führte uns nach dem vornehmsten Hammam (Bade-Anstalt) der Stadt, unweit des türkischen Bazars. Das Aeussere der Hammam's (es giebt deren ohngefähr sechszig in Kairo) gleicht dem der Moscheen, nur sind sie der Kenntlichkeit halber gewöhnlich roth

und weiß angemalt. Das Innere des Gebäudes besteht aus verschiedenen Abtheilungen, welche mit weißem, schwarzen, und zuweilen mit buntem Marmor belegt sind. Die Badegemächer haben keine Fenster, sie erhalten das Licht durch Kuppeln. Sowie man in das Haus eintritt, übergiebt man Uhr, Ringe, Geldbörse u. s. w. an den Mallim, (Herrn des Hauses), welcher sie in ein seidenes Tuch leicht einbindet, und aufbewahrt, hierauf läßt man sich Schuhe und Strümpfe von einem Badediener ausziehen, und vertauscht sie gegen ein paar Holzpantoffeln. Der Badegast wird nun in ein kleines Gemach geführt, wo den Wänden entlang Marmorbänke mit Teppichen belegt, ein elegantes Meublement bilden. Ein Badediener Lawinghi genannt, beschäftigt sich mit der Entkleidung des Gastes, bindet diesem ein Tuch um die Hüften, ein zweites als Turban um den Kopf, und verwahrt in einem dritten die Kleider. Dann führt er den Badenden, indem er ihn unter beiden Armen faßt, und den Rücken streicht und klopft, in das eigentliche Badezimmer, in dessen mit weißem Marmor ausgelegtes, und mit heißem Wasser angefülltes Bassin man auf Stufen hinabsteigt. Der Lawinghi ruft nun durch Händeklatschen einen andern Diener den Mukeyeisata herbei, welcher den Gast in Empfang nimmt. Die Temperatur im Badezimmer ist der Art, daß man sehr bald in Schweiß geräth. Der Mukeyeisata legt hierauf den Gast auf Teppiche nieder, und fängt das sogenannte tucktuckah an, d. h. er dehnt ihm

alle Gelenke der Glieder aus, bis sie knacken. Im Anfange ist diese Empfindung sehr unangenehm, bald aber wird sie wohlthuend, behaglich; kein Glied wird verschont oder vergessen, und dabei der Körper abwechselnd von einer Seite zur andern gebogen. Der Mukeyeisata reibt nun den Körper mit Seife ein, nachdem er vorher alle Muskeln sorgfältig durchknetet; nach dieser Operation zieht er sich zurück, und der Badende steigt in das Bassin, um sich abzuwaschen. Auf Händeklatschen erscheint der Mukeyeisata wieder, reibt die Fußsohlen des Badenden mit harten, den übrigen Körper aber mit weichen Schwämmen, hierauf steigt man nochmals in's Bassin, und wird endlich vom Lawinghi in ein anderes kleines Gemach (Hhanafeeye genannt,) geführt, wo der Barbier wartet. Er fängt damit an, den Kopf mit Seife zu waschen und wieder abzutrocknen, dann den Bart zu scheren, die Haare aus Nase und Ohren geschickt heraus zu zwicken, und beschließt die Procedur durch Einreiben des Kopfes und Bartes mit Rosenöl und wohlriechenden Essenzen. Der Lawinghi führt nun den Gebadeten in das erste Zimmer zurück, wo seine Kleider liegen, dieser streckt sich nun auf die Teppiche aus, genießt eine Tasse Mocka Caffee und ein Tschibuck mit syrischem Taback, während ihn der Lawinghi mit warmen Tüchern abtrocknet und die ganze Operation durch das Ankleiden beendigt. Und was wird für Alles dieses bezahlt? Der Badeeigenthümer bekommt zwei türkische Piaster (ohngefähr zehn gute Groschen) und

den Badewärtern giebt man ein Bujukdchee (Trinkgeld) von einigen Paras (zwei bis drei gute Groschen), wofür sie dem Effendi (gnädigen Herrn) noch sehr dankbar sind! Wie erquickend so ein Bad ist, läßt sich nicht beschreiben; zwei Nächte hatte ich durchwacht, kam todtmüde an, und war nach diesen Proceduren so gestärkt, als hätte ich Tagelang geruht.

Am nächstfolgenden Tage begannen wir unsere Ausflüge.

Zuerst ging unser Weg nach dem sogenannten türkischen Bazar Khan El-Khalulee, dem Palais Royal von Kairo. Von Selim geführt, gelangten wir an ein hohes Thor, hier stiegen wir von unsern Eseln ab, und betraten lange, enge, ungepflasterte, von oben meistentheils bedeckte Gänge. Rechts und links befanden sich Läden aller Art, wo man vom Tschibuck an bis zum unschätzbaren Diamant seine Kauflust befriedigen konnte, ein Hauptartikel waren die orientalischen Essenzen und Wohlgerüche. Die Läden sind sämmtlich offen. Begiebt ein Käufer sich hinein, so findet er den Kaufmann auf seinem Teppich sitzend, und wird von ihm eingeladen, auf einem ihm gegenüber liegenden Teppiche Platz zu nehmen. Diener des Verkäufers legen das Verlangte vor. Hier findet kein Anpreißen und Aufdringen der Waare statt, jeder sieht, prüft, und kauft, wenn es ihm gefällt. Außer den Juwelierläden zogen mich besonders diejenigen der Waffenverkäufer an, wo

man wunderschön gearbeitete, aber sehr theure Säbel, Dolche und Pistolen ausgestellt sah.

Kairo, oder richtiger Kahira, d. h. die Herrliche, ist nach Constantinopel die bedeutendste Stadt des Islamismus; 250,000 Einwohner leben auf einem Umkreis von zwei und einer halben deutschen Meile hier in großer Regsamkeit. Die Straßen sind ungepflastert, sehr eng und staubig, die Häuser, hochgebaut, haben dadurch den Vortheil, daß man sich immer im Schatten befindet, was bei dem heißen Clima nicht ohne Reiz ist und die Enge der Straßen erklärlich macht. Eine Lebendigkeit, ja ein Tumult, wie ich ihn in keiner Hauptstadt Europa's gesehen — betäubt den Fremden, man begreift kaum, wie sich die ungeheure Menschenmasse, die Züge beladener Kameele und Esel, durchkreuzt von eleganten Wagen mit vornehmen Damen, durch diese engen Räume winden können! Kein Wunder, daß hier die Pest reiche Erndte findet, und in der That hört sie in Kairo nie ganz auf. Vom Mai bis zum Juli ist ihr Auftreten das Verheerendste, die Araber haben sogar ein Sprichwort, das „Kahira" vorzugsweise als Stadt der Pest bezeichnet. Daneben aber ist Kairo eine heilige Stadt und besitzt mehr als dreihundert Moscheen. In eine derselben wagten wir einen Blick zu thun, und hätten sie auch gegen Entrichtung einer Geldsumme betreten können; da mir mein Freund aber sagte, daß man in Calcutta den Eintritt umsonst habe, so versparten wir die nähere Betrachtung des

Innern, und begnügten uns mit dem Ueberblick von Aussen hinein. Das Innere glich, mit Ausnahme der zahlreichen Verzierungen, welche im rein arabischen Geschmack waren, ziemlich dem einer christlichen Kirche: fünf oder sechs Muselmänner lagen auf geweihten Teppichen, mit dem Gesicht gegen Mecca gekehrt, am Boden, welchen sie mit der Stirn berührten. Ausser den vielen Moscheen besitzt Kairo noch achtzehn christliche Kirchen und sechsunddreißig Synagogen.

Im Castell, wo wir Mehemed Aly leider abermals nicht sehen konnten, weil er noch nicht aus dem Delta zurückgekehrt war, besahen wir den zweihundert sechsundsiebenzig Fuß tiefen Josephsbrunnen, ein Werk Saladins, angeblich aber von Joseph erbaut, als er Pharao's Günstling war. Von da begaben wir uns nach dem oberhalb Bulakhs liegenden Palast Ibrahim Pascha's; ein Wiener Gärtner hat hier einen recht geräumigen Garten geschmackvoll angelegt. Der Palast selbst ist weniger schön, und da er gegenwärtig unbewohnt war, so konnten wir das Innere, selbst die verödeten Zimmer des Harems mit Muße betrachten. Große, aber geschmacklose Pracht herrschte in den weiten Räumen. Dem Palaste gegenüber, auf der kleinen Insel Rodah sahen wir den alten Thurm an welchem der Nilmesser (Mekias) angebracht ist; noch jetzt, wie vor viertausend Jahren, verkündet er den Aegyptern, ob sie ein gesegnetes, fruchtbares Jahr zu erwarten haben! Die erdrückende Hitze, noch mehr aber die unerträgliche

Plage der Fliegen, von deren Anzahl man in Europa keinen Begriff hat, veranlaßten uns in ein Caffeehaus einzutreten, um uns durch Scherbet und ein Tschibuck etwas zu restauriren. Dank sey es der Toleranz Mehemed Aly's, die auch auf den gebildeten Theil seiner Unterthanen übergegangen ist, wir wurden über die Maaßen gut aufgenommen, während früher kein Ghiaur (Hund) von Christen da hätte eintreten dürfen, wo wir jetzt ein so willkommenes Asyl fanden. In der **lingua franca** unterhielten wir uns, so gut es eben gehen wollte, mit einigen Gästen, und sahen den Tänzen von gerade anwesenden Ghawazee's zu. Diese Ghawazee's gehören zu einem eigenen Stamme; obgleich Muhamedanerinnen, gehen sie doch stets unverschleiert, und tragen einen gewählten, dem der vornehmen Damen gleichenden Anzug. Ihr Tanz ist geschmacklos, hingegen waren diese Tänzerinnen sehr hübsch, und von schlanker Gestalt; namentlich erhöhte das schöne dunkle Haar, und ein feuriges Auge den Reiz dieser mir neuen Erscheinungen.

Auf dem Rückwege nach unserm Hotel gab ich meinen Empfehlungsbrief an den jüdischen Oberrabbiner, Rabbi Beth Hillel ab. Dieser interessante Mann, der nicht nur ganz Europa, sondern Afrika, Indien und China durchstreift hatte, empfing mich, obgleich im schmutzigen jüdischen Viertel wohnend, wo der Moslem, dem Juden zum Aerger, todte Katzen und Hunde hinwirft, in seinem prachtvoll eingerichteten Hause mit außerordentlicher Freundlichkeit; ihm

verdanke ich mehrere sehr schätzenswerthe Mittheilungen über die Verhältnisse dieses Landes.

Beim Nachhausegehen hörte ich den Muh=eddin vom Minaret zum Nachtgebet rufen, und zwar das sich ewig wiederholende, den Muhamedanern heilige: Alla hu akbar, u. s. w. Kein Blatt der aus herrlichen Gärten herüber ragenden Palmen regte sich in der ganz windstillen, lauen, mondhellen Nacht, nur einzelne der Moslemun, und einige Kameeltreiber, welchen sich beim Aufruf zum Gebet verspätet, eilten an mir vorüber zum heiligen Orte. Die ungewohnten Umgebungen, die eigenthümlichen Trachten, die Ruhe der hellen Mondnacht, durch welche die einförmigen Töne des Muh=eddin dahin zogen, gaben dieser Scene etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles, Heiliges. Aehnliche Gefühle wie mich als Kind bewegt, wenn bei dem Lesen der arabischen Märchen die späte Abendstunde herangekommen, breiteten einen geheimnißvollen Zauber über die Flügel meiner Phantasie und trugen mich zurück in jene Zeiten einer kindlichen, seligen Anbetung.

Erst spät gelangte ich in unser Hotel; während meine Gefährten ruhen, um sich zur morgenden Reise nach den Pyramiden zu stärken, will ich noch einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben.

Ausser den Muhamedanern, welche den größten Theil der Bevölkerung Kairo's ausmachen, besteht dieselbe aus Juden und koptischen Christen. Letztere gelten für die

ächten Nachkommen der alten Aegypter; ihre Sprache, welche gänzlich von der neu ägyptischen und arabischen abweicht, wohl aber mit der altägyptischen Monumental=sprache übereinstimmt, liefert einen Beweis dafür. Ob=gleich Christen, haben sie noch manche ägyptische Reli=gionsgebräuche, z. B. die Beschneidung beibehalten. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, und wenn auch klein von Statur, sind sie doch ebenmäßig gebaut; die Frauen, ge=wöhnlich verschleiert, fliehen nicht, wenn man sie ohne Schleier erblickt, und färben sich, wie die arabischen, die Augenwinkel mit einer schwarzen Farbe, Khool genannt, die Nägel hingegen mit einer gelben, Hennah. Die Kleidung der Köpfe gleicht derjenigen der Moslem's, jedoch ist der Turban gewöhnlich von dunkler Farbe. Der Pa=triarch (El Bulrah) dieser sehr toleranten Secte residirt in Kairo, hat jedoch den Titel eines Erzbischofs von Alexan=drien. Da die koptischen Christen im Allgemeinen für rechtliche und solide Kaufleute gelten, so sind sie von den Moslem's gelitten und geachtet.

Nicht so die Juden, hier Yahoodee genannt. Diese leben, wie ich bereits erwähnte, in einem engen, schmu=zigen Stadttheil, und zerfallen in zwei Klassen. Die erste bilden diejenigen, welche nicht mit Moses auswanderten, sondern in Egypten blieben, und die zweite die, welche Moses folgten. Die erstere ist die toleranteste und auf=geklärteste. Ihr Aeußeres ist von dem der Moslem's kaum zu unterscheiden, denn die eigenthümlich jüdische Gesichts=

bildung um Nase und Mund ist von der Zeit verwischt. Die Yahoodee's werden von den rechtgläubigen Moslems auf das Fürchterlichste gehaßt. Eine Stelle des Korans sagt über sie: „Du wirst die größten Feinde der Rechtgläubigen unter den Juden nnd Götzendienern finden, und mußt sie darum hassen, nicht aber die Christen, welche Freundschaft mit den Rechtgläubigen halten und sich bekehren." — In Folge dieser Stelle muß ein Jude, will er zum Islamismus übertreten, zuvor Christ werden. Die Yahoodee's verdienen diesen Haß, sie sind ein schmuziges, betrügerisches Volk, ohne Treu und Glauben.

Suez am rothen Meere, den 23. November.

Am Morgen nach jener Nacht, wo ich noch spät die vorstehenden Bemerkungen niederschrieb, und mich der Ruf des Muh-eddin auch im Traume nicht verließ, kamen drei sogenannte Postdromedare vor unser Hotel in Kairo, um uns zu den Pyramiden zu bringen. Mein Freund und ich beschlossen diese Tour allein mit einem Führer zu machen, obgleich sie uns als sehr anstrengend geschildert wurde; — diesen Wunderwerken so nahe zu sein, ohne sie zu sehen, vertrug sich nicht mit unserm lebhaften Drange nach Belehrung und Erkenntniß. Wir verließen also unsere etwas bequemere Reisegesellschaft, wovon übrigens einige die Pyramiden schon früher gesehen hatten, schickten unser Gepäck auf Kameelen nach Suez, und bestiegen mit unserm Führer (Seys), welcher zugleich einige Lebensmittel für die Reise mitnehmen mußte, unsere

Postdromedare. Sie führen diesen Namen, weil sie die Briefe von Alexandrien nach Kairo bringen, und so die regelmäßige Postverbindung erhalten; man wählt dazu die besten Thiere und übt die kleinen, leichten und schnellen frühzeitig besonders auf das Trablaufen ein, so daß sie, ohne Ausruhen fünfundzwanzig bis dreißig deutsche Meilen laufen können, und dessenungeachtet die Meile in vierzig Minuten, oft noch schneller, zurücklegen. Als alle Vorkehrungen getroffen waren, ließen wir unsere Thiere niederknieen, und bestiegen den zwischen dem Höcker und Hals liegenden sogenannten Sattel, d. h. einen Bock mit Decken und Teppichen belegt. Der Sitz war nicht unbequem, im Anfang ging Alles herrlich von Statten; als wir aber aus der Stadt heraus traten und mein Dromedar aus freien Stücken anfing zu traben, da glaubte ich nicht, daß ich diese Bewegung aushalten würde! Es gab einen Augenblick, wo ich an dem Ausreichen meiner physischen Kräfte verzweifelte, wo ich fürchtete, diese längst ersehnte Reise aufgeben zu müssen, denn der stärkste englische Harttraber ist wahrlich eine Wiege, im Vergleich zu einem Postdromedar, wenn es über Arabiens Sand dahin fliegt. Wie jedoch ein fester moralischer Wille die momentane Schwäche des Körpers, wenn er nur irgend gesund organisirt ist, zu beherrschen vermag, so spannten sich auch meine Nerven höher und ich ergab mich, in der Gewißheit dafür reich entschädigt zu werden, in mein Schicksal! Schnell, sehr schnell durchritten wir das Nilthal, und ge-

langten, nachdem wir wegen der Ueberschwemmungen einen kleinen Umweg hatten machen müssen, in ohngefähr zwei Stunden Zeit, früh um sieben Uhr, zu den Pyramiden. Der Eindruck war ein eigenthümlicher! Das mit Händen fassen zu können, was uns in der Geschichte der alten Welt so oft gefesselt mit dem unnennbaren Reize des wahrscheinlich für immer Unerreichbaren, schien mir die Erfüllung eines Traumes, war für mich ein Erwachen an geweihter Stätte!

Die Pyramiden von Ghize bestehen aus drei großen, und einer kleinen. Wir beschlossen die größte, die, ohne Spitze, jetzt noch eine Höhe von ohngefähr vierhundertsiebenzig Fuß, bei ohngefähr siebenhundertfunfzig Fuß Grundfläche, hat, zu untersuchen. Von Ghize, einem ägyptischen Dorfe, nahmen wir vier Führer mit, und fingen nach kurzer Rast die Besteigung an. Bekanntlich sind die Pyramiden aus Quadern von Kalkfelsen erbaut und terrassenförmig, so daß man von Außen zum Gipfel wie auf einer Treppe gelangen kann; die Form der Terrassen haben die Pyramiden nicht von den Erbauern. Im Alterthum hatten sie eine glatte Oberfläche. Da aber die Zeit diese Stufen theilweise sehr zerstört hat, so war die Ersteigung nicht ohne Gefahr. Unsere Führer, sichere, erfahrene Männer, hielten uns unter den Armen, und so erreichten wir glücklich den Gipfel des Riesenmonuments. Der Anblick, welcher sich unsern Augen darbot, war eben so belohnend, wie originell. Während wir auf der einen

Seite das fruchtbare Nilthal, und das Volkreiche Kairo, Zeugen göttlicher und menschlicher Weisheit und Cultur, vor uns sahen, gähnte uns auf der andern Seite die endlose Wüste mit all' ihrer schrecklichen, tödtenden, trostlosen Einförmigkeit an. Wie Leben und Tod standen sich beide Bilder gegenüber! Wahrlich es lag darin ein tiefer, ergreifender Sinn für den zwischen dem Paradiese und der Vernichtung hier erhaben stehenden Menschen; denn so wie hier steht er wohl mehr wie einmal im Laufe seiner irdischen Pilgerschaft auf den Höhen des Lebens, und entscheidet sein Schicksal für Jahre, oft — für die Ewigkeit! Nach einer halben Stunde Ruhe und Stärkung dachten wir an den Rückweg. Am Fuße entzündeten die Führer ihre Fackeln, und wir traten nun in das Innere des Heiligthums. Hier fand ich mich jedoch in meinen Erwartungen sehr getäuscht. — In mehr oder minder kleinen Begräbnißhallen, zu denen Gallerien führten, war eine Hitze, eine Luft, welche die Fackeln zu erlöschen drohte. Nirgends war etwas Sehenswerthes, außer mit Hieroglyphen und Gemälden bedeckte Wände, welche Allerdings für den reinen Alterthumsforscher Ausbeute bieten mögen, uns jedoch, die wir einige Königsmumien zu finden hofften, keinen Ersatz bieten konnten für die von plündernden Arabern und Engländern leider fortgeschafften Ueberreste classischer Autokraten; überdieß war die Temperatur so erstickend, daß wir uns beeilten, wieder in Gottes schöne freie Luft zu kommen. Einer der Führer rief mich

geheimnißvoll bei Seite, und sagte mir, daß er uns gegen ein kleines Extrahonorar noch etwas sehr Merkwürdiges zeigen wolle. — Auf die Gefahr hin, getäuscht zu werden, gingen wir darauf ein, hatten jedoch nicht Ursache, es zu bereuen. Er brachte uns zu einem altägyptischen, vom herangewehten Sande halb verschütteten Grabmale; um hinein zu kommen, mußten wir auf Händen und Füßen kriechen, dann befanden wir uns aber in einer viereckigen Halle, etwa funfzehn Fuß hoch, und fünfundzwanzig Fuß im Quadrat. Dem Eingange gegenüber standen in der Mitte der Halle die Sarkophage, — leider auch ihres Inhaltes beraubt. Wenige Lappen von Papyrus, einige Knochen und Zähne waren die einzigen übrig gebliebenen Zeugen, daß vor Jahrtausenden hier Mumien beigesetzt wurden, welche, nach der Construktion des Mausoleums zu urtheilen, zu den Vornehmsten gehört haben mußten. Das Merkwürdigste waren die Seitenwände der Halle, auf welchen im blauen und gelben Grunde schwarze und rothe Hieroglyphen, Figuren von Göttern und Thieren mit so frischen Farben prangten, als wenn sie der Künstler so eben vollendet hätte. Leider konnte ich sie nur bewundern, da mir als Laien der wissenschaftliche Schlüssel mangelt. Nachdem wir wieder an's Tageslicht gelangt, bestiegen wir unsere Dromedare, besahen im Vorbeireiten die leider sehr beschädigte, und in Sand vergrabene Sphinxsäule, und eilten im schnellsten Laufe nach dem ohngefähr eine Stunde entfernten Mumienfelde. Längere Zeit wanderten

wir in dieser uralten Stadt des Todes, aber keines der Grabmäler war so schön, und so wohl erhalten, wie das zuletzt gesehene. In der Ferne gegen Süd-West erblickten wir die zahlreichen Pyramiden von Sakkarah und Daschur, welche wir aus Mangel an Zeit jedoch nicht besuchen konnten, sondern uns über den Nil setzen ließen, und den denkwürdigen Ruinen von Memphis zueilten. Nur einzelne Mauern und zerbrochene Säulen bezeichnen jetzt die Stelle, wo einst die uralte Residenz der Pharaonen stand, wo mehr als eine Million Einwohner lebten, und an welche uns das alte Testament so oft erinnert. Nicht sowohl die Hand der Menschen, sondern der Sand der Wüste hat seine zerstörende Gewalt an Memphis ausgeübt; alljährlich rückt die Wüste immer weiter vor, verschlingt Städte und blühende Gefilde; — Kairo, vor fünfhundert Jahren noch drei bis vier deutsche Meilen vom Alles vernichtenden Sande entfernt, ist es jetzt nur noch ohngefähr eine halbe Meile, und wenn die Arbeiten, welche der Paschah zum Schutz begonnen, sich nicht bewähren, so wird Kairo auch dereinst das Schicksal von Memphis theilen. Mit Windesschnelle brachten uns unsere unermüdlichen Läufer Abends acht Uhr nach Kairo zurück; zwar waren wir sehr ermüdet, aber doch noch mehr zufrieden, den Tag so gut benutzt zu haben. Unsere Reisegefährten saßen schon bei Tisch als wir anlangten, Jedermann wollte sich zeitig zurückziehen, da wir am nächsten Tage unsere Reise nach Suez durch die Wüste Fieh (die Verirrung) antreten wollten.

Bevor ich zur Beschreibung der Reise selbst schreite, muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

Die Wüste Tieh, die wir in ihrer Breite zu durchschneiden hatten, ist ungefähr achtundzwanzig bis dreißig deutsche Meilen lang, fängt eine halbe Meile südlich von Kairo an, und bildet einen Theil der großen arabischen Wüste. Seitdem die Communication Englands mit Indien über Land zugenommen, hat das Haus Waghorn in London und Alexandrien die glückliche Idee gehabt, unter dem Schutze des Paschas, für ein schnelles Fortkommen der Reisenden, des Gepäckes, und der Briefe zu sorgen. Daß dieser Transport gegenwärtig noch so theuer bezahlt werden muß, ist allerdings für den Reisenden eine Schattenseite der Unternehmung. Waghorns fingen damit an, sechs Stationen in der Wüste anzulegen (Kairo ist Nr. 1 und Suez der andere Endpunkt Nr. 8). — Die Stationen, deren Nummer eine gerade ist, also zwei, vier und sechs, sind zugleich Wirthshäuser, wo sich der Reisende nicht allein das Nothwendige, sondern sogar Luxusgegenstände verschaffen kann, und dies zu wirklich verhältnißmäßig billigen Preisen. Die ungleichen Nummern 1, 3 und 5 sind nur Relais und bestehen lediglich aus Schuppen und Ställen.

Die Reise selbst kann auf vier verschiedenen Weisen gemacht werden:

1) indem man die Wüste auf einem Esel durchreitet, und jede Station ein frisches Thier erhält.

2) Indem man sich in einem Tragsessel von zwei Eseln tragen läßt,
3) indem man auf einem Kameel oder Dromedar reitet, und
4) indem man die Wüste in zweirädrigen für vier Personen und einen Kutscher eingerichteten Wagen mit vier Pferden durchfährt, wobei der Kutscher zweimal, das Gespann aber auf jeder Station gewechselt wird.

Da an einen gebahnten Weg nicht zu denken ist, sondern man fortwährend in mehr oder minder hartem Sande fährt, so sind die Wagen, in welchen, wie bereits erwähnt, vier Personen und ein Kutscher Platz finden, wobei noch Raum für einige Mantelsäcke bleibt, sehr leicht gebaut. Das Verdeck des Wagens, in der Form der sogenannten deutschen leinenen Fuhrmanns Planen, besteht aus Wachstuch; die Reisenden sitzen nicht mit dem Gesicht oder Rücken den Pferden zugewendet, sondern mit der Seite, wie in einem Omnibuswagen. Ausser dem Kutscher, zu welchen man gewöhnlich Malteser wählt, da diese englisch sprechen, und das Arabische leicht lernen, wird jedem Wagen ein Seys (Führer) beigegeben, welcher neben demselben herläuft, woraus man schliessen kann, wie kräftig und abgehärtet diese Leute sind. Unsere Karavane beschloß die Tour zu Wagen zu machen, und vertheilte sich also in drei jener oben beschriebenen Karren; — die Dienerschaft wurde auf Eseln vorausgeschickt. Im

ersten Wagen nahmen vier Herren, im zweiten vier Damen Platz, im dritten mein Freund, ich selbst, der alte indische Schriftgelehrte H. M., und ein nach Calcutta zurückreisender Engländer. Es war noch dunkel, als wir Kairo verließen, unsere Führer leuchteten deßhalb mit Fackeln voran, und nach einer halben Stunde betraten wir die Wüste Tieh. Der Mond ging auf, eine endlose Sandebene lag vor uns, hie und da spiegelten sich wie Meereswellen kleine Sandhügel in der Silberbeleuchtung, Todtenstille herrschte überall, kein Laut eines lebenden Wesens war zu hören! Nur einmal rief unser Seys mir zu: „Aschem, Effendee," und schleuderte einen Stein nach einem Thiere, welches ich für einen gewöhnlichen Hund hielt; unser Kutscher belehrte mich aber, daß es ein Wüstenhund, ein Mittelding zwischen Hund und Wolf, sey. Ausser diesen Thieren bewohnt noch der Schakal in größerer Menge die Wüste, andere vierfüßige Raubthiere trifft man selten, und der König der Wüste, der Löwe, hat sich beinahe gänzlich verloren. Ohne Unfall erreichten wir um Mitternacht Station Nr. 2. Es wurde beschlossen hier zu übernachten. Vergebens suchte ich den Schlaf; die Mondesstrahlen hielten diesen wohlthätigen Genius fern von mir, doch weiß ich ihnen Dank für dieses Wachen, für die Stunde innerer Selbstbetrachtung, für die Gefühle, welche in mir aufstiegen, als ich das Leben der Bewohner der Wüste mit dem verglich, in welchem sich der zwar civilisirte, aber auch verweichlichte Europäer

bewegt. Um ihre Kameele an einem Feuer gelagert, bereiteten diese Männer, welche nur auf ihre eigene Kraft, auf ihren persönlichen Muth angewiesen sind, welche keine Gefahren, keine Strapatzen scheuen, und dem wilden Raubthiere verwegen entgegen treten — ihr frugales Nachtessen? Ruhe und Zufriedenheit sprachen aus ihren ausdrucksvollen Zügen, sie fühlten keine Entbehrung, denn sie hatten die Freiheit. Nur als innere Ahnung eines unbekannten Glückes, welches sie im Herzen vermißten, ohne sich selbst darüber Rechenschaft geben zu können, tönten, wie Sehnsucht und Klage, schwermüthige arabische Lieder von ihren Lippen, und doch hätten sie mit keiner Nation der Welt getauscht, eben weil sie sich stark fühlten in ihrer Freiheit, weil sie den Banden der Civilisation entrückt, ihr Glück nur in ihrem Werthe als Männer der Kraft und der That fanden. —

Herrlich erhob sich die Sonne früh fünf Uhr über der Wüste, — keine Wolke trübte den klaren blauen Himmel, — ein heißer Tag zog heran mit goldenen Strahlen, aber auch mit den Gluthen der Zone, mit den Beschwerden der ungewohnten Reise. Schon auf Station Nr. 2 bekamen wir Pferde, die weder eingefahren, noch mit denen von Kairo zu vergleichen waren; eine Seuche, welche allein dem Hause Waghorn gegen achtzig Stück hinweggerafft, war die Ursache davon. Wir waren kaum eine halbe Stunde gefahren, als wir den Wagen Nr. 2, in welchem die liebenswürdige Mrs. R. mit den drei andern

Damen saß, haltend fanden. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß ein Zerbrechen des Wagens das Weiterkommen unmöglich mache. Nach vielen, wirklich im Angesicht der Nothwendigkeit, komischen Complimenten und Rücksichtserörterungen nahmen zwei der Damen nebst meinem Reisegefährten in unserm Wagen Platz, während Fräulein R., ihre Gouvernante, der alte indische Gelehrte und ich, die Fußwanderung, gleich den Kindern Israels, durch die Wüste antraten. Den zerbrochenen Wagen sandten wir nach der Station zurück, der dritte Wagen fuhr so schnell als möglich der Station Nr. 3 zu, um uns einen Wagen Dromedare oder Esel entgegen zu schicken. Nachdem wir ohngefähr dreiviertel Stunden gegangen, und der Spur des Wagens gefolgt waren, begegneten wir einem arabischen Jungen, auf einem Esel reitend. Halb durch Güte, indem ich ihm einen spanischen Thaler gab, halb durch Gewalt, indem ich ihm meinen Dolch zeigte, bewog ich ihn, uns seinen Esel abzutreten und den Weg zur nächsten Station zu zeigen. Fräulein R., eine junge Dame von funfzehn Jahren, war so erschöpft, daß wir sie auf den Esel heben mußten, welchen der Araber, uns vorangehend am Zügel nahm. Still und lautlos ging unsere Wanderung; bald überholte uns eine Karavane von zwanzig Kameelen, in deren Mitte ein vornehmer Muselmann ritt, von zwanzig bis dreißig Untergebenen, auf Dromedaren wohlbewaffnet sitzend, umringt und beschützt. Leider gebrach mir die Kenntniß der Sprache, sonst hätte

ich ihn sicherlich gebeten uns mitzunehmen, — ein Salem Alech (Friede mit Dir) war unsere einzige Begrüßung! Die Hitze stieg schon bedeutend; das Gehen in den Sandgefilden war ebenso beschwerlich, als das Blendende des Sandes dem Auge wehe that; eine einzige Flasche Cognac mit Wasser war unser ganzer Reichthum, und wie denn in der Noth die Schranken der Convenienz fallen müssen vor den Bedrängnissen des Augenblicks, so tranken Damen und Herren alle nach einander daraus, sich der englischen strengen Sitte gänzlich entschlagend, — weil uns ein Glas fehlte! Wer England und seine Etiquette, wer Englands Damen, die strengen geselligen Formen und Gebräuche kennt, wird mit mir einverstanden seyn, daß in deren Vernachlässigung eine Art von Selbstüberwindung lag, denn in keinem Lande der Welt ist das Benehmen eines Gentleman so durch Formen und Gebräuche geregelt, wie in England; man kann zwar allen Etiquetteansprüchen genügen, ohne deshalb ein Gentleman zu sein, aber der umgekehrte Fall ist nicht denkbar und zulässig. Gegen neun Uhr erreichte uns endlich, unfern der Station Nr. 3, der uns von meinem Freunde entgegengesandte Wagen. Bei unserer Ankunft fanden wir den Wagen Nr. 1 schon abgefahren, dagegen hatten uns die beiden andern Damen und mein Reisegefährte erwartet, und wir labten uns zusammen an einigen Früchten, indem wir Anstalten zum Weiterkommen suchten. Da war aber guter Rath theuer! Nr. 3 ist nur eine Zwi-

schenstation, es blieb also nichts übrig als unserm einzigen Wagen den Damen zu überlassen, und sie zu ersuchen, uns von Station Nr. 4 eine Fortschaffungsgelegenheit entgegen zu senden. Kaum waren die Damen einige hundert Schritte gefahren, als sie ein Angstgeschrei erhoben, und wir gewahrten, daß Kutscher und Führer die jungen uneingefahrenen Thiere nicht zu bändigen vermochten. Mrs. R. und Mrs. S. erklärten um keinen Preis weiter fahren zu wollen, sie stiegen aus: nach vielem Deliberiren entschlossen sich Fräulein R., ihre Gouvernante, und der alte Gelehrte, das Wagstück zu bestehen, in der Zwischenzeit kam auch die Karavane mit dem vornehmen Muselmann an, und mein Freund, der arabischen Sprache mächtig, beschloß denselben anzureden. Vornehm freundlich erkundigte sich der Sohn des Sheiks von Mecca (denn dieser war es) nach der Ursache unseres Aufenthaltes, und erbot sich, uns unter seinen Schutz zu nehmen, vorausgesetzt, daß wir nicht früher abreisen würden wie er. Wir hatten indessen schon so viel Zeit verloren, daß Eile nöthig wurde, der Wagen Nr. 1 war weit voraus; wir suchten also die Fortsetzung der Reise zu vermitteln, und ich war so glücklich, ein Kameel und ein Dromedar, welche Wasser gebracht hatten, so wie ein Pferd in einem entlegenen Stalle zu entdecken. Nur durch Geld gelang es uns, den Eigenthümer zu deren Abtretung zu vermögen! Mein Begleiter bestieg das ungesattelte elende Pferd, Mrs. R. das Kameel, Mrs. S. das

Dromedar, nachdem diese Thiere unter widrigem Geschrei auf ein Zeichen niedergekniet und sich nach dem Aufsteigen auf ein anderes Zeichen wieder erhoben hatten, wobei man sich sehr fest anhalten muß. — Kaum waren wir zehn Minuten geritten, als Mrs. S. erklärte, sie könne die Bewegung des Kameels nicht länger ertragen, sie stieg ab, so wie mein Freund, und ich selbst. Wir hoben Mrs. S. auf das ungesattelte Pferd, nachdem wir ein Kissen von Rock und Jacke bereitet, aber auch dies konnte Mrs. S. nicht aushalten, und nun blieb nichts anderes übrig, als unsern Weg zu Fuße fortzusetzen, wobei der Schatten des Dromedars, auf welchem Mrs. R. ritt, unser einziger Trost war, denn die Sonne brannte heiß. Nach unendlichen Beschwerden, welche den beiden heldenmüthigen Damen alle Kräfte geraubt hatten, erblickten wir in einer Entfernung von hundert Schritt eine jener hölzernen Warten, deren der Paschah mehrere als Obdach in der Wüste errichten ließ; schon freute ich mich des elenden Asyls, da verließen Mrs. S. alle Kräfte und nur mit größter Anstrengung brachten wir sie zu dem leeren Bretergebäude. Was war nun zu thun? Obgleich selbst sehr ermüdet, beschloß ich mit Mrs. R. weiter zu reiten, um von der nächsten Station einen Wagen zu schicken. Mein Reisegefährte blieb mit Mrs. S. allein in dem öden Breterhause, ein Paar Pistolen waren sein einziger Schutz und Reichthum! Eine kleine Entschädigung wurde mir geboten, als uns die Wüste ihre Spiegelungen (**Mirage**)

zeigte. Die Refraction der Sonnenstrahlen auf dem gelbweißen Sande bildete in der Ferne Seen, Meere, mit Bäumen bewachsene Inseln u. dergl. so täuschend nach, daß wir uns, trotz Hitze und Durst, nur schwer von diesem feenhaften Schauspiel trennen konnten. Wie mancher arme Wanderer ist schon dadurch oft bitter getäuscht worden!

Nach einiger Zeit gewahrten meine Reisegefährten und ich in der Ferne Staubwolken, — war es ein Arabertrupp, oder eine Beduinenkaravane, oder gar der böse Samum? Bald klärte sich das Räthsel auf. Die Passagiere des von Ostindien kommenden Dampfbootes waren in Suez gelandet, und durchzogen nun in 6 — 8 Wagen und 10 — 12 Reiter stark, die Wüste, um ihren Weg nach Alexandrien zu nehmen. In unserer Noth hielt ich den ersten Wagen an; die darin sitzenden Engländer sahen unsere Bedrängniß, die Karavane hielt, und alles beeilte sich mit einer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, uns zu erquicken und zu helfen, welche ich nie vergessen werde und gerade den Engländern besonders hoch anrechne. Wir trennten uns mit dankbarem Herzen, und noch ehe wir die Station Nr. 4 erreichten, welcher wir jetzt mit neuem Muthe zuwanderten, kam ein Wagen in Gallop hinter uns, worin zu unserm Erstaunen und unserer Freude Mrs. S. und mein Freund saßen! Dieselbe Karavane freundlicher, liebenswürdiger Reisender, welche uns vor Kurzem gelabt und gestärkt, hatte die Verlassenen in der Breterbude gefunden, ihnen einen Wagen eingeräumt

und uns eiligst nachgesandt. Glücklich erreichten wir vereint Station Nr. 4, wo uns unsere Reisegefährten aus dem Wagen Nr. 1 mit grosser Unruhe und Besorgniß erwarteten. — Bald war bei einem fröhlichen Mahle alle Noth vergessen; unter Scherzen zogen sich die Ermüdeten für kurze Zeit zurück, um sich für die Weiterreise zu stärken. Der alte Gelehrte und ich besprachen noch lange die Wüste Tieh und ihre feenhaften Bilder, bis auch von uns die Natur ihre Rechte forderte.

Gegen fünf Uhr Nachmittags bestiegen wir unsern Karren, und gedachten nun in einer Tour bis Suez zu kommen; aber das Schicksal war noch nicht müde, uns zu prüfen. Kaum waren wir eine Viertelstunde gefahren, als eine Axe unseres elenden Wagens zerbrach. Wir eilten zur Station zurück, in der Hoffnung, einen andern Wagen zu bekommen, aber — vergebens! Es blieb uns nichts übrig, als die Pferde, wieder halb durch Geld, halb durch Gewalt, loszuspannen, und unsere Reise, auf den nackten Pferden reitend, fortzusetzen. Die erste Stunde ging es leidlich, dann schliefen mir aber die Füße, welche in engen Steigbügeln ruhten, dergestalt ein, daß ich das abwechselnde Gehen vorzog. Mitten in der Wüste gelangten wir an eine kleine Oase; 10 — 12 Dattelbäume und einiges niedere Gesträuch umgaben einen Quell trüben, schlechtschmeckenden Wassers, an welchem sich wandernde Kinder der Wüste in Zelten niedergelassen hatten. Wir ritten auf sie zu, Hundegebell begrüßte uns, und

obschon es Nacht war, nahmen uns die Zeltbewohner gastfrei und freundlich auf; — wir glichen ja selbst den Nomaden, Obdachlosen. Mein Reisegefährte kaufte von einem Araber zum Andenken das Fell eines kleinen Löwen. Gegen ein Uhr Nachts erreichten wir die Station Nr. 5 und auch das Ende unserer Leiden, denn durch Zufall fanden wir hier einen Wagen und Geschirr, an welchen wir, nach einer Stunde Ruhe, unsere Pferde spannen ließen und nach Station Nr. 6 glücklich, aber schlafend gelangten, noch ehe der Wagen Nr. 1 abgefahren war. Wir gönnten uns auch hier nur eine kurze Rast, und kamen endlich alle wohlbehalten nach Station Nr. 7. — Hier wechselten wir die Pferde, um nach Suez zu fahren, welches wir, obgleich drei Meilen entfernt, bei der großen Reinheit der Luft vor uns liegen sahen. Ungefähr eine Stunde vor Suez machten wir an einem kleinen Kastell Halt, wo sich der letzte Quell süßen Wassers auf Hunderte von Meilen im Gebiet der Wüste vorfindet; die sogenannten Mosesquellen, Suez gegenüber, enthalten nur trübes, kaum genießbares Wasser. Alle Karavanen nehmen an jener Quelle Wasser ein, sowohl diejenigen, welche nach Arabien, als die, welche nach Nubien ziehen. Mehr als fünfhundert fromme Muselmänner, auf einer Wallfahrt nach Mecca begriffen, waren gerade beschäftigt, sich ebenfalls für die Reise zu versorgen, als wir anlangten.

Um zehn Uhr Morgens fuhren wir in das alte Suez, berühmt als Hafen des rothen Meeres, ein, und wurden

von unserer Dienerschaft in dem europäischen Hotel empfangen; auch unser Gepäck war glücklich angelangt. Suez, obgleich der vorzüglichste Hafen Aegyptens am rothen Meere, ist ein erbärmlicher Ort, von 5—6000 Menschen bewohnt. Nur kleine Fahrzeuge von 30—40 Tonnen können an die Stadt gelangen, größere Schiffe müssen, wegen einer Sandbank, ungefähr eine Meile entfernt, ankern. Die Straßen der Stadt, ganz orientalisch gebaut, sind besser angelegt wie in Kairo, allerdings aber nicht so geräuschvoll. Bei einem türkischen Caffeehause nahm ich einen Führer, um die eine kleine deutsche Meile von Suez entfernten, selbst von den Moslem's heilig gehaltenen Mosesquellen zu besuchen. Sie bezeichnen die Stelle, wo die Israeliten, von Moses geführt, das rothe Meer durchzogen; in der That schien mir dies kein großes Wagniß gewesen zu sein, denn die Tiefe des Wassers war nur 2—3 Fuß; wunderbar ist es vielmehr, daß König Pharao hier mit seinem Heere ertrinken konnte; die Küste Asiens ist nur eine halbe Stunde entfernt. Wie dem auch sey, nicht ohne ernste Gefühle betrat ich den Ort, welcher im alten Testamente, dem Grundbuche unserer Lehre, an einer so wichtigen Stelle Erwähnung findet.

An den Quellen selbst traf ich mit einem griechischen Mönche vom St. Katharinenkloster am Berge Sinai zusammen. Von Geburt ein Grieche, seit dreißig Jahren aber in seinem Kloster, machte er mir mehrere interessante Mittheilungen, deren ich später gedenken werde.

Um wenigstens sagen zu können, daß mein Fuß Asien und Afrika beinahe zugleich berührt habe, ritt ich eine Strecke nordöstlich an die Stelle, wo sich beide Welttheile trennen!

Nach Suez zurückgekehrt, fand ich meine Reisegefährten mit den Vorkehrungen zur Einschiffung beschäftigt; um zwei Uhr Nachts gingen wir an Bord des Dampfbootes „Atalanta", welches uns nach Aden bringen soll.

Den 25. Novbr. an Bord des Ostindischen Comp. Dampfbootes Atalanta.

Heute Morgen um sechs Uhr lichteten wir die Anker, mir bleibt Zeit genug, unser Schiff und seine Einrichtung zu betrachten.

Die Atalanta, ein ungefähr 650 Tonnen großes, der ostindischen Compagnie gehörendes Dampfboot, ist nach dem alten System gebaut, es segelt schlecht, Reinlichkeit und Ordnung lassen Manches zu wünschen übrig; ich fürchte, wir werden lange unterwegs sein. Vier große Neunpfünder und ein langer Achtundvierzigpfünder bilden unsere Bewaffnung, 80 Mann die Besatzung und Dienstpersonale, außerdem sind 40 Passagiere in der ersten, und ungefähr 30 in der zweiten Cajüte. — Es hatte einige Schwierigkeiten, bevor sich Alles leidlich rangirte, im Grunde sind wir nicht viel besser als auf einem Negerschiff quartiert, auch ist der Kohlenstaub wahrhaft uner-

träglich. Zwanzig Damen sind an Bord, welchen die Privatcajüten abgetreten wurden, die Herren werden also auf dem Deck schlafen. Da dieses alle Morgen um fünf Uhr gewaschen wird, so kamen die Damen freundlich mit uns überein, nie später wie zehn Uhr Abends auf dem Deck zu bleiben, damit wir Zeit zur Ruhe und Toilette behalten. Durch eine in diesem Falle gewiß erlaubte Bestechung verschaffte ich mir ein schönes breites Rohrsopha; das Sonnenzelt schützt uns des Nachts gegen Regen.

Unser muhamedanischer Lootse zeigte mir an der Küste, welche wir bis zur Bab-el-Mandeb-Straße nicht verlassen werden, zwei hohe Bergspitzen: den Berg Sinai und den Berg Horeb; wiederum zwei in der jüdisch-christlichen Geschichte denkwürdige Erscheinungen! Der Anblick der Gebirge war eben so großartig, als die Beleuchtung günstig. Bald darauf sahen wir den Hafen Toor, von welchem, wie mir der griechische Mönch an den Mosesquellen erzählt hatte, es am leichtesten ist, den Sinai und Horeb zu besteigen. Der Sinai wird auf ungefähr 7000 Fuß Höhe geschätzt, in der Höhe von 5300 Fuß liegt das Katharinenkloster, wo sonst mehr als 200, jetzt aber nur noch 63 Mönche leben. Sie besitzen eine gewählte Bibliothek, fruchtbare, herrliche Gärten, und leben zwar von der Welt getrennt, aber auch gegen dieselbe durch starke Befestigungen geschützt, glücklich und zufrieden. Als altherkömmlichen Tribut speisen sie täglich außerhalb der Klostermauern 60 Beduinen, welche im Fall der Noth

zur Vertheidigung des Klosters bereit sind. Das in seiner äussern Form konische Gebirge enthält reiche, doch unbenutzte Kupferminen, auch Schwefel und Bergöl findet sich in Menge.

Am 26. Novbr. gingen wir auf der Rhede von Kosseir zu Anker; ein Boot wurde ausgesetzt, um zwei englische Reisende, welche ebenfalls nach Indien wollten, und bis Kosseir zu Lande gereist waren, aufzunehmen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mit an's Land zu gehen.

Kosseir liegt auf der ägyptischen Seite des rothen Meeres, in einer Oase der östlichen Gebirgswüste. Hunderte von Meilen ringsum ist Einöde, die Verbindungen des Ortes mit aussereuropäischen Gegenden bestehen daher nur zur See. In der Bauart hat diese Stadt Aehnlichkeit mit Suez, sie erschien mir aber lebendiger; Araber, Nubier und Abyssinier drängten sich auch hier wieder in ihrer gewohnten geräuschvollen Weise. Die Karavanen des innern Aegyptens versorgen Kosseir mit Handelsprodukten, und man kann annehmen, daß es wegen seiner Wasserverbindungen mit Arabien, Indien und Persien, gegen Suez nicht zurücksteht.

Während meiner Seereise wird der Leser öfters die Karte zur Hand nehmen müssen, um mich in diesen fernen Zonen zu begleiten. Am 27. Novbr. passirten wir auf Schußweite die hohen, unwirthbaren St. Johnsinseln,

rechts erblickten wir die wüste Küste von Nubien, links diejenige von Arabien, und schwammen so zwischen zwei Welttheilen, deren Küsten, jeder Vegetation und Civilisation entbehrend, unser Schiff trotz seiner Mängel und Aermlichkeit als wirthlich und heimisch erscheinen ließen. — Am 28. Novbr. passirten wir den arabischen Hafen Djiada (Judda) und zwar so nahe, daß wir die Minarets deutlich unterscheiden konnten. Das Wetter war schön, aber erdrückend heiß, zwischen zwölf und zwei Uhr Mittags zeigte der Thermometer 39 Grad Reaumur; bei der herrschenden Windstille war dies, vereint mit der Hitze der Dampfkessel, fast unerträglich, indessen trugen wir es ohne Murren, denn die meisten Passagiere sind weit gereiste, an Strapazen und Entbehrungen gewöhnte Leute. Unser Capitain, ein tüchtiger Seemann, welcher gern bei den Damen den aimable Roué spielt, versorgt unsern Tisch wirklich gut und auf eine liebenswürdige Weise; wir vergessen darüber manche andere, uns mangelnde Bequemlichkeit. — Um fünf Uhr Morgens stehen wir auf, es erwartet uns eine Tasse Caffee oder Thee, sowie die hier nie fehlende Pfeife. Um neun Uhr frühstücken wir Thee, Schinken, kaltes Geflügel, Fisch, Omeletten, eingemachte Früchte u. s. w., um ein Uhr wird das zweite Frühstück (oder eigentlich das dritte!) der Lunch (auf indisch Tiffin) servirt: es erscheint Käse nebst Zwieback, dazu Sherry und Portwein, Branntwein und Rum, wovon man gerade so viel genießt, daß man sich um vier Uhr zum Diner setzen

kann, um, Dank sei es der Seeluft, Suppe, drei- oder viererlei Braten, verschiedenes Fleisch mit Gemüse, und ein Dessert von Rosinen, Datteln und Feigen mit Appetit einzunehmen. Um halb neun Uhr finden wir wieder Wein, Branntwein und Zwieback bereit; — um zehn Uhr versuchen wir zu schlafen. Mehrere interessante Bekanntschaften, welche ich unter den Mitpassagieren machte, verlängern die Gespräche jedoch oft bis spät in die Nacht; die Hitze am Tage ist der Mittheilung hinderlich, die Abende sind kühler und gemüthlich. Besonders anziehend ist für mich die Unterhaltung des in der gelehrten Welt bekannten französischen Naturforschers, Herr P., welcher die Welt umsegelt hat, Indien, den Senegal und Cayenne genau kennt, ein Mann von tiefem Wissen und großen Talenten.

Am neunundzwanzigsten Novbr., bei fortwährend ruhiger See, schönem, aber erstickend heißen Wetter, sahen wir die Insel Gebb-el-Teer, auf welcher sich ein dampfender Vulkan befindet, später die ebenfalls ganz unbewohnten Zebayer-Inseln. Bisweilen begeben sich einige arabische Fischer für drei bis vier Monate auf dieses Eiland, von wo sie mit einem reichen Fange an Schildkröten und Fischen nach der Küste zurückkehren. Wahrscheinlich rührte der Rauch, welchen wir aufsteigen sahen, von solchen temporären Besuchern her. Die sämmtlichen Inseln, so wie die Küste des rothen Meeres sind mit zwar schön aussehenden, aber gefährlichen Korallenriffen mehr oder minder umgeben, schöne Muscheln und seltene Conchylien finden sich hier

ebenfalls in reicher Auswahl, ohne jedoch von Naturforschern viel beachtet zu werden.

Auf Bitten der Passagiere umsegelte der Capitain, welcher überhaupt sein Möglichstes thut, um uns gefällig zu seyn, ein vorliegendes Korallenriff, und ging in Mocha (nicht Mocca, wie wir es in Deutschland fälschlich nennen), vor Anker. Wir eilten an's Land, und kamen überein, bei Dunkelwerden wieder an Bord zu seyn.

Mocha ist der von den Europäern am meisten besuchte Hafen des rothen Meeres. Die Stadt selbst in der Provinz Tehama, im „glücklichen Arabien" gelegen, zählt 15,000 Einwohner, — ein Gemisch von äthiopischen Christen und Juden; seit kurzer Zeit haben sich einige europäische Handlungshäuser hier etablirt. Mocha verdankt seine Entstehung dem Scheik Shadeli, Bruder des Propheten Mahomed. Wir besuchten das Grabmal des Scheiks, bei welcher Ceremonie wir unsere Schuhe ausziehen mußten. Die Portugiesen besuchten Mocha zuerst 1513, wie uns eine als darauf bezügliches Denkmal errichtete Säule lehrte; seine eigentliche Berühmtheit verdankt dieser Ort aber dem Caffee, von welchem ohngefähr 4000 Tonnen jährlich exportirt werden, und zwar die beste Qualität nach Persien und Indien, die geringere nach Europa. Die Caffeepflanzungen fangen schon in der Entfernung einer halben Stunde von der Stadt an, doch liefern die landeinwärts, in den sogenannten „glücklichen Thälern" sorgfältig angebauten, den meisten Ertrag. Um

dieses weltberühmte Getränk an der Quelle zu genießen, betraten wir das angesehenste Caffeehaus, und verlangten Kâféh (Cawâh) und Tschibucks. Als wir die Tasse zum Munde führten, sahen wir uns einander betroffen an, denn selbst in England könnte man schwerlich einen schlechtern Caffee bekommen, als der unsrige war. Ein schöner reichgekleideter Türke bemerkte lächelnd unsere Verlegenheit und redete uns in geläufigem Italienisch an. Smyrnaer von Geburt, begab er sich alljährlich nach Mocha, um seine Einkäufe zu machen. Er belehrte uns, daß das gewöhnliche, unter den Eingebornen Kâféh benannte Getränk nichts anderes als Ki-chù sey, d. h. ein aus der Hülse der Caffeebohne bereitetes Decoct, welches man hier theils aus Gewohnheit, theils aus Oekonomie zu trinken pflegt. Auf mein Ersuchen beorderte er nun wirklichen Caffee, und ich kann wohl sagen, daß ich seitdem erst weiß, wie Caffee schmecken soll. Trotz des Abrathens genoß ich sechs Tassen von diesem herrlichen, aromatischen Getränk, was ich ja wohl nie wieder in Mocha trinken werde. Unser freundlicher Türke lud uns ein, die unweit der Stadt gelegene Caffeeplantage mit ihm zu besuchen, und bald hatten uns schnell herbeigeschaffte Esel an Ort und Stelle gebracht. Was mir besonders an den Caffeebäumen auffiel, war der Umstand, daß sie nicht wie in Brasilien Sträuche oder mittelgroße Bäume bildeten, sondern ungeheuer hoch und schlank gewachsen waren. Ein solcher Baum bringt oft 50—60 Pfund Bohnen hervor.

In einer französischen Reisebeschreibung (Journal de la Marine 1834) hatte ich gelesen, daß in der nächsten Nähe von Mocha keine Bohne Caffee wüchse! Dem muß ich aber durchaus widersprechen. Nachdem wir wegen Kürze der Zeit die Plantage oberflächlich besehen, ritten wir zur Stadt zurück, unser neuer Freund Hadji Ben Mossul Abder schien Mocha genau zu kennen, und gab uns einen guten Begriff von diesem Lande. Außer dem Hauptartikel Caffee führt man noch Myrrhen, Gummi, Tamarinden, Sennesblätter, Zibeth, Goldstaub, Elfenbein und Rhinoceroshörner aus, welche Producte theils aus dem Innern, theils von der gegenüber liegenden abyssinischen Küste gebracht werden. Wegen der Nähe der heiligen Städte Mecca und Medina ist die Bevölkerung von Mocha sehr bigott, Hadji Abder bot uns daher seine Begleitung an, als wir den Wunsch äusserten, die Moscheen zu sehen, indem er hinzufügte, daß uns seine Gegenwart vor Beschimpfungen schützen werde. Er mochte darin nicht Unrecht haben, denn seine reiche Tracht, sein ernster, edler Anstand gaben ihn dem arabischen Volke als ächten Osmanly zu erkennen, welche als eine höhere Kaste hier in Ansehen stehen. Durch schmutzige, aber breite Gassen gelangten wir zu einigen schönen Moscheen mit elegant und zierlich gebauten Minarets. Die ganze Stadt, mit Mauern umgeben, bietet ausser einer elenden Caravanserei dem Wanderer kein Unterkommen dar, die arabische Gastfreundschaft macht jedoch Wirthshäuser entbehrlich. Tritt man mit

einem „Salam" (Friede mit Dir!) in die niedrigste Hütte, so beeilt sich der Bewohner, das Wenige, was er besitzt, mit dem Gaste zu theilen! Wie ganz anders ist das oft in Europa! Gerade diejenigen Nationen, welche auf die höchste Bildung Anspruch machen, haben durch eine Ueberfeinerung der Sitten Selbstsucht und Mißtrauen unter einander hervorgerufen, der Fremde bedarf dringender Empfehlungen, um nicht gleichgültig oder gar mißtrauisch betrachtet zu werden, und wird ihm durch Zuführungen auswärtiger Freunde eine gastliche Aufnahme zu Theil, so lauern auch oftmals schon Gewinnsucht und Eigennutz des Empfehlenden, so wie des ihn Aufnehmenden, im Hintergrunde, ja man giebt ihm bisweilen sogar einen offenen Brief mit, in welchem man um einen wohlwollenden, freundlichen Empfang für ihn bittet, während man in einem versiegelten gerade das Gegentheil sagt, und sich, auf Unkosten der Menschheit und zur Schande der Civilisation, damit entschuldigt, daß man Verhältnisse halber nicht anders handeln könne! Ist nun schon unter den höhern Classen das Vertrauen zur Menschheit so gesunken, daß diejenigen als staatsgefährliche Parthei bezeichnet werden, welche Das seyn wollen, was jeder Mensch seyn soll — „liberal" — d. h. uneigennützig, wohlwollend-freigebig, und human, so ist es wohl nicht zu verwundern, wenn Hartherzigkeit, Gefühlsrohheit, Verachtung des Religiösen und Göttlichen unter der niedern Classe in den civilisirten Staaten durch laxe Anwendung der Gesetze,

durch falsche Begriffe von persönlicher Freiheit, durch mißverstandene Deutung der allgemeinen Gleichheit, so überhand genommen haben, daß die Regierungen gegebene, aber gemißbrauchte Bewilligungen und Erleichterungen zurücknehmen, die Hierarchie zu Hülfe rufen, und als Extrem in den Obscurantismus verfallen, weil das Wort „liberal" mit revolutionär beinahe gleichbedeutend geworden ist! Hier in Arabien, bei diesen, der sogenannten Weltbildung fremden Menschen findet der Reisende noch jene patriarchalischen Sitten, jene Gastfreiheit, jene Verehrung des Höhern, Göttlichen, jene Achtung des ehrwürdigen Alters, jene genügsame Lebensweise, jene Kraft der Charaktere mit Bescheidenheit vereint, welche die europäische Cultur durch blutige Kriege und Revolutionen in Formen gebracht hat, die schon deshalb die für die Menschheit beglückenden nicht seyn können, weil sie fortwährend Aenderungen von Oben herab erfahren, und weil nicht alle Neuerungen Verbesserungen sind. Ist, und kann es auch nicht meine Ansicht seyn, die Segnungen der Cultur zu verkennen, so ist der Satz doch leider gewiß wahr, daß die civilisirtesten nicht auch zugleich die glücklichsten Nationen sind.

Wir besuchten noch einen schönen Gottesacker mit herrlichen Spaziergängen, und begaben uns, nachdem wir von dem gefälligen Hadji Abder herzlichen Abschied genommen, an Bord der Atalanta, deren „blue lights" uns an die eingetretene Dunkelheit erinnerten. Die Auf-

regung des Mochacaffees hielt mich noch lange wach, bis ich bei einer hellen Sternennacht entschlief, und mich zu Arabiens Kindern der Wüste, zu Kairo's regem Treiben und zu dem Rufe des Muh-eddin hinüberträumte.

Am dreißigsten Novbr. Morgens hatten wir einen der schönsten Anblicke im Seeleben. Strahlend erhob sich die Sonne am unbewölkten Himmel, und zeigte uns rechts die Küste Afrika's, links diejenige Asien's, vor uns die Insel Perim, mitten in der Straße Bab-el-Mandeb liegend, welcher wir zueilten und zwischen Perim und dem festen Lande von Habesch passirten, um in die See von Bab-el-Mandeb (Thor der Thränen), einem Theile des arabischen Meerbusens, zu gelangen. Die ganze Breite dieser Passage beträgt etwa dreiviertel deutsche Meile, und ist im Winter für Segelschiffe wegen der häufigen Stürme und heftig einsetzenden Fluthen nicht ohne Gefahr. Mit drei Kanonenschüssen nahmen wir von Asien und Afrika zugleich Abschied; der Schall der Geschütze brach sich an den Küsten Perim's, hinter uns das „Thor der Thränen", vor uns die Rhede von Aden als Thor eines neuen Lebens mit neuen Ereignissen und Erfahrungen. Myriaden kleiner fliegender Fische umschwärmten die Atalanta als Gruß der Bewillkommnung, dichter quoll der Dampf der Maschine durch die blauen Lüfte! Wir waren am Ziele! Unsere Fahrt durch das wenig besuchte rothe Meer währte im Ganzen sechs Tage, bald werden wir unsere Reise nach Bombai fortsetzen, und den eigenthüm-

lichen Reiz einer längern Seefahrt genießen, denn dieses Schweben zwischen Himmel und Erde, dieser Blick in das Unendliche, sie haben ihre Reize bei ruhiger, spiegelglatter See, wie bei dem Sturme der Elemente, denn in beiden Fällen ist das Meer ein treues Abbild des vielbewegten menschlichen Herzens mit seinen Fluthen, Klippen und Untiefen!

Den 1. Decbr., am Bord der Atalanta.

Wir liegen auf der Rhede von Aden, Bord an Bord mit einem alten großen abgetakelten Dampfboote, welches als Kohlenniederlage dient, ohngefähr eine Viertelmeile vom Lande entfernt. Es ist gut bemannt, und mit acht großen Kanonen versehen; eine Vorsicht, welche, wie ich später erwähnen werde, durchaus nicht überflüssig ist. Außer unserm Schiff liegt noch ein kleiner Kriegsschooner und ein großes Schiff, welches Kohlen von England gebracht hat, im Hafen. — Bald bot sich unsern Blicken ein ergötzliches Schauspiel dar.

Man denke sich zweihundert Araber und Neger, beinahe unbekleidet nach der Musik von Cymbeln und Tamtams (ein über ein ausgehöhltes Stück Palmenholz gespanntes Schaffell), welche von zehn andern Arabern gespielt wurden, taktmäßig tanzend, dabei je zu vier Kohlensäcke vom Bord des alten Schiffes an Bord des unsrigen

tragend, und dies mit den abentheuerlichsten Grimassen und Bewegungen begleitend! Vorgesetzte, als Zeichen der Amtswürde mit Turban und silberner Bootsmannspfeife versehen, überwachten mit ihren Stöcken die komische Procession in ernster Haltung, und eben die ohrenzerreißende Musik ist es, bei welcher allein diese Leute zum Arbeiten tauglich sind; ohne sie vollbringen sie nichts, mit ihr sind sie unermüdlich. Diese Menschen haben keine andere Beschäftigung, als Kohlen ein- und auszuladen, wenn Kohlenschiffe von England kommen, oder einlaufende Dampfböte mit Feuerungsmaterial zu versorgen. Ihr ganzer Dienst besteht daher im Monat aus höchstens acht bis zehn Arbeitstagen, und dennoch bekommt Jeder das ganze Jahr hindurch täglich einen englischen Schilling als Löhnung, so wie Reis und Fisch als Kost; die Officiere und Musikanten sogar noch mehr! Abends werden sie jedoch in eine sogenannte Kaserne (ein am Meeresufer gelegener Schuppen) eingesperrt, welcher unter den Kanonen des als Steinkohlenmagazins dienenden Schiffes liegt! Die Ursache dieses auffallenden Verfahrens ist folgende. Aden ist ein kaum zwei bis drei Meilen große, nahe an der Straße Bab-el-Mandeb an der Südspitze Arabiens gelegene Insel, kaum zehn Minuten weit vom festen Lande entfernt, welches man bei der Ebbe trocknen Fußes erreichen kann. Als die Engländer sahen, daß dieser Platz, ein Schlüssel zum rothen Meere und zur arabischen See, ihnen wegen ihrer immer bedeutender werdenden Verbindungen mit den

angrenzenden Ländern, höchst wichtig sei, besetzten sie die Insel, halb mit Güte, halb mit Gewalt, ebenso wie Gibraltar, Malta und Helgoland.

Aden, das seinen Namen einer ganzen Provinz des „glücklichen Arabiens" giebt, gehörte vorher zwar dem Namen nach dem Sultan, war jedoch von einem unabhängigen kriegerischen Araberstamme bewohnt, welchem die englischen Eindringlinge allerdings unwillkommene Gäste waren. Ein jahrelanger kleiner Krieg wurde nun mit abwechselndem Erfolge zwischen den Engländern und Arabern geführt, und noch vor wenigen Jahren gelang es letztern, den Sieg momentan davon zu tragen. Dieses Mißgeschick machte endlich die indisch-englische Regierung aufmerksam. Anstatt der wenigen Truppen wurde von Bombai aus ein Regiment europäische Infanterie, zwei Regimenter Seapoys (indische, von europäischen Officieren befehligte Truppen) und ein Detachement Artillerie, zusammen ohngefähr 3000 Mann, nach Aden geschickt. Eine hinlängliche Anzahl Maurer, Zimmerleute u. s. w. waren ihnen beigegeben, um die Sache energisch anzugreifen. Die sichere Bucht, wo wir lagen, wurde zuvörderst in den jetzigen Hafen umgewandelt, das alte große Dampfschiff wurde zur schwimmenden Batterie und Kohlenmagazin zugleich eingerichtet, und so fester Fuß gefaßt. Mit der den Engländern bei Anlegung einer Colonie eigenthümlichen Klugheit wurde das Geld nicht gespart, um jene 200 Araber durch die allen Arabern angeborne Gewinnsucht zu fesseln;

in eine schnell erbaute Kaserne einquartiert, wurden sie gut bezahlt, gut behandelt, aber stets beaufsichtigt. Auf diese Weise kam man mit den Arabern in ein freundschaftliches Vernehmen, indem man ihre Macht brach, denn jene 200 Mann wurden unter den kräftigsten jüngern Kriegern ausgesucht, und trugen zahlreiche Narben, welche sie früher im Kampfe gegen die Engländer empfingen. Später wurden noch mehrere Gebäude zur Aufbewahrung von Proviant, Schiffsmaterialien u. dergl. errichtet, freiwillig bauten nun die gewinnsüchtigen Araber ihre Hütten an, welche wiederum durch ein auf einer Anhöhe angelegtes kleines Fort, so wie der Hafen, beherrscht wurden, und nachdem die ostindische Compagnie noch einen kleinen Schooner von 10 Kanonen in die Bucht stationirt, war der Coup de main vollendet und die Colonisation geschehen. Wassermangel und ungesunde Lage veranlaßte später die Engländer, auf einem in jeder Beziehung günstigen Terrain, dreiviertel Meile vom Hafen entfernt, ein größeres Fort oder eigentlich eine Festung, von einem Gouverneur befehligt, anzulegen, 80 Kanonen thronen auf den Wällen und zweckmäßige Kasernen beherbergten die Garnison von drei Regimentern; dies ist die eigentliche englische Colonie Aden.

Nachdem wir uns hinlänglich an den arbeitenden und tanzenden „freiwilligen Gefangenen" ergötzt, gingen wir an's Land. Der Hafen, nur aus wenigen ärmlichen Häusern bestehend, bot wenig Interessantes dar, wir be-

eilten uns daher, das eigentliche Aden zu erreichen; die Damen nahmen die Esel in Beschlag, ich bestieg mit dem Naturforscher Herrn P. ein Dromedar. Aden ist eine Festung wie jede andere, mit Soldaten, Kanonen, Haubitzen und Mörsern, wir waren daher bald mit der Besichtigung zu Ende. Herr P. und ich lohnten unsern Dromedartreiber ab, um mit einem kleinen Umwege zu Fuße über die Gebirge nach dem Hafen zurückzukehren. Von einem Araber geführt, und mit unsern Jagdgewehren bewaffnet, erreichten wir nach einem halbstündigen Marsche den Gipfel der Hügelkette. Die Sonne brannte heiß. Unter uns lag die Festung, weiter links der Hafen und das endlose Meer, hinter uns erblickten wir die Thäler von Aden. Wir waren zwar in der „Arabia felix“, allein das Glück, welches dieses Land in seinem Aeussern verkündigte, war wahrlich nicht erwähnenswerth: — um uns, und so weit ein gutes Fernrohr reichte, sahen wir nichts als wüstes, felsiges Land, nur hie und da tauchten die Zelte eines arabischen Stammes in der Nähe weniger Dattelbäume auf, steinigte enge Pfade führten durch kärgliches Gesträuch in Felsenschluchten; die Natur schien mit stiefmütterlicher Hand an diesen Gegenden vorüber gegangen zu seyn! Mein Begleiter, Herr P., war ganz in Extase über die Pflanzen und Kräuter, welche diese öden Klippen der Botanik boten, gern wäre er Monatelang hier geblieben, um der Wissenschaft neue Schätze zuzuführen. So verschieden sind im Leben die Erwartungen und Wünsche,

so leicht ist unser Inneres befriedigt, wenn wir die Lupe des Erkennens in unserem Auge tragen! Herr P. füllte sein und mein Schnupftuch mit Seltenheiten aller Art; während er botanisirte, suchte ich nach einer Beschäftigung für mein Jagdgewehr; allein ausser einem kleinen grauen Vogel, den ich erlegte, sah ich nur mehrere Wüstengeier, auf welche ich jedoch, meines arabischen Begleiters wegen, nicht schoß, da ich wußte, daß er es eines herrschenden Aberglaubens halber nicht gern gesehen haben würde. Ausser diesen Vögeln und ein paar kleinen Schlangen begegnete uns nichts Lebendes auf der ganzen Wanderung. Soll das glückliche Arabien seinen Namen nach europäischen Begriffen in der That verdienen, so muß dieses Glück nur in der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit seiner Bewohner liegen, und in so fern möchte wohl Mancher gern ein solcher „glücklicher" Araber seyn!

Die Kühle einer Höhle lud uns zur Ruhe ein: schweigend hielt unser dunkler Führer Wache. Plötzlich wurden wir durch Flintenschüsse und Lachen geweckt; — Mrs. R. und einer unserer Reisegefährten waren ebenfalls auf Entdeckungen ausgegangen, und weckten uns, nachdem sie unserm Araber Stillschweigen geboten, durch Abfeuern eines Gewehres! Scherzend kehrten wir vereint zur Festung zurück.

Das Herumstreichen in den Bergen hatte unserer Toilette so geschadet, daß Herr P. und ich die Einladung des Gouverneurs nicht annehmen konnten, wir schickten

daher an Bord der Atalanta und ließen uns vom Steward eine Flasche Wein, Brod und Fleisch kommen: selten hat mir ein Mittagsessen so zugesagt, wie dieses frugale Mahl in Arabiens öden Bergen; der zufriedene, genügsame Geist seiner Bewohner schien auch über uns gekommen zu seyn. Gestärkt kehrten wir an Bord des Schiffes zurück, welches in der Zwischenzeit, so weit thunlich, vom unerträglichen Kohlenstaub gereinigt worden war.

Abends eilf Uhr lichteten wir die Anker. Am nächsten Morgen machten wir die Entdeckung, daß unser ohnehin überfülltes Schiff noch einen Zuwachs von zwanzig Passagieren erhalten hatte, achtzehn davon waren aber Zwischendeck-Passagiere: arme unglückliche Handwerker und Seapoys, welche durch Aden's mörderisches Clima ihrer Gesundheit beraubt, Heilung in der Heimath suchten. — Am 7. December starb einer jener armen Hindu (ein Maurer). Seine Wittwe und ein fünfjähriger Sohn waren trostlos, herzzerreißendes Klagegeschrei erfüllte die Lüfte, und mischte sich mit dem Brechen der Wellen. Die meisten Passagiere schliefen noch, als der Leichnam, auf ein Bret gebunden, dem Ocean übergeben wurde. Es lag etwas Grauenhaftes in dem letzten Spiel, welches die Wellen mit ihm trieben, bis er unsern Augen entschwand; wie traulich, wie ruhig und heilig schlummern unsere Lieben in des Vaterlandes geweihter Erde, wie thut es unserm Herzen wohl, die Stätte zu kennen, zu besuchen, wo wir sie einsenkten! Der arme Hindu hatte keine solche Stätte, sein

Grab war unendlich wie die Ewigkeit, keine Blume der Erinnerung sproßte auf dem grünen Wasserhügel; den Raubthieren des Meeres zur Beute, versank er in den dunkeln Abgrund; jeder Räderschwung entfernte die Trauernden auf ewig von dem schon nicht mehr kenntlichen Orte ihres Schmerzes! — Dank sei es den edlen Frauen an Bord, welche eine Sammlung für die Hinterlassenen veranstalteten; war auch das Eingekommene, ohngefähr 100 Pf. St., kein Ersatz, so wurde die Existenz jener armen Menschen dadurch doch gesichert; eine Pension von 15 Rupien jährlich war Alles, was der Todte seiner Wittwe hinterließ. Die ostindische Compagnie versorgt die Frauen der Arbeiter, welche ihr eine bestimmte Zeit gedient, zwar nicht reichlich, indessen ist und bleibt es doch immer eine Hülfe. — Desselben Tages Nachmittags begegneten wir dem Dampfschiff Victoria, mit Passagieren und Briefen von Bombai. Wir nähern uns Indien schneller als ich dachte. Das Wetter ist noch heiß, aber nicht so drückend wie während unserer Fahrt auf dem rothen Meere.

Am 14. December in der Nacht erreichten wir glücklich Bombai. Die Passagiere der Atalanta hatten sich in dem dreiwöchentlichen Zusammenseyn so in einander gefunden und zusammen eingelebt, daß wir uns mit wahrer Herzlichkeit von denen trennten, deren Reiseziel Bombai oder das Innere von Indien war. Es ist immer ein eigenthümliches Gefühl, von Menschen wahrscheinlich für immer Abschied zu nehmen, welche man in kurzer Zeit

kennen und achten lernte; es kommt dann der Augenblick, wo auch der Verschlossene aus sich heraus geht, und dem neuen Freunde, nach dessen Verhältnissen und Reisezweck er oftmals gar nicht gefragt, weil es die angeborne Discretion verbot, beim Abschied herzlich die Hand drückt, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen an irgend einem Winkel der Erde ausspricht! Bringt uns auch das Schicksal auf diese Weise um manchen Freund, dessen Charakter wir beim Sturm der Elemente lieben und schätzen lernten, so rettet man doch die Erinnerung und die Hoffnung. Mit diesen Gefühlen verließen wir wohl alle unsere Reisegefährten, als wir in dem schönen, sichern Hafen ausgeschifft wurden.

Unsere nächste Aufmerksamkeit galt der Stadt, welche wir im alten Indien zuerst begrüßten.

Bombai, der Hauptort der Präsidentschaft gleiches Namens, liegt auf einer Insel, jedoch nur durch wenige Schritte vom festen Lande getrennt. Nach Calcutta die größte Stadt des brittischen Indiens, leben hier an 200,000 Einwohner, wovon die Mehrzahl Hindu sind. Ausser diesen zählt man noch ohngefähr 30,000 Muselmänner und 20,000 Parsen.

Die Parsen, aus Persien stammend, sind der eigentliche Urstamm der Bevölkerung; unter ihnen findet man nächst dem Europäer den gebildetsten, reichsten und einflußreichsten Theil der Bewohner. Als sich der Mohamedismus in Persien verbreitete, zogen sich die Parsen nach



Indien, wo sie viele Gebräuche, die Tracht und Religion ihrer Väter beibehielten. Fleiß und Intelligenz zeichnen sie vor den Hindu's aus. Ihre Religion, oft fälschlich für Feueranbetung gehalten, nähert sich im Grundbegriff der christlichen. Sie verehren einen Gott. Da es jedoch im ganzen Weltsystem erwiesen ist, daß das Urprincip aller schaffenden und erhaltenden Kraft die Wärme, das Licht, und folglich auch das Feuer ist, so haben sie die Sonne, welche Licht und Wärme vereinigt, als Symbol des höchsten Wesens angenommen; ungefähr so, wie die Reformirten sagen, „die Hostie bedeutet den Leib Christi", legen die Parsen der Sonne den Inbegriff, die Bedeutung des höchsten Wesens bei. Ihre Religion gestattet ihnen mehrere Frauen zu halten, doch geschieht dies nur selten; im Essen und Trinken ist ihnen nichts vorgeschrieben, ersteres darf jedoch nur zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang geschehen. Sehr tolerant gegen anders Glaubende, verlassen sie ihre Religion beinahe niemals, und dienen ihrem Gotte im häuslichen Kreise, da sie keine Kirchen, wohl aber Religionslehrer haben.

Als Handelsplatz ist Bombai sehr bedeutend, und jemehr der Verkehr mit Europa auf dem Landwege zunimmt, desto blühender werden sich hier die commerziellen Verhältnisse entwickeln. Das Kriegsarsenal und die Zimmerwerfte der ostindischen Compagnie erhöhen die statistisch-politische Bedeutung des Ortes.

Der Gouverneur, welcher unmittelbar nach demjenigen

von Calcutta rangirt, bewohnt in der Citadelle einen ziemlich mittelmäßigen Pallast; 300 Kanonen vertheidigen die Wälle des 1530 zuerst von den Portugiesen erbauten, dann von den Holländern und Engländern vergrößerten und stark befestigten Fortes.

Der Theil der Stadt, welchen die Europäer bewohnen ist auf anglo-indische Art gebaut, er gleicht den Städten Englands, nur ist auf das heiße Clima durch entsprechende Einrichtungen Rücksicht genommen; die Zimmer der Häuser sind groß und hoch, Veranda's, platte Dächer zieren die eleganten Gebäude, in welchen rege Geschäftsthätigkeit herrscht. Desto mehr sticht der aus kleinen von Lehm und Bambusrohr construirten Wohnungen bestehende Stadttheil ab, wo die Eingebornen leben. Da häufige Abwaschungen zu den religiösen Gebräuchen der Hindu's gehören, so findet man hier überall große, viereckige, mit Steinen ausgemauerte Wasserbehältnisse, Tanks genannt, zu denen Stufen hinabführen; auch an frischen, kühlen Brunnen fehlt es nicht, welche dazu beitragen, namentlich die europäische Stadt sehr rein zu halten; dreimal täglich werden die macadamisirten Straßen besprengt und gesäubert. Dromedare und Esel, wie man in Aegypten und Arabien sieht, giebt es hier nicht; eine Menge vier- und zweirädrige Wagen mit schönen Pferden und reichverzierte Palankins füllen die Straßen und Plätze, in denen viel Leben und Bewegung den großen Handelsplatz verkünden; wer es irgend kann, fährt, oder läßt sich tragen,

nur die niedere Classe drängt sich zu Fuße in bunter Abwechslung der Costüme.

In Folge einer Aufforderung begab ich mich, begleitet von meinem Reisegefährten, nach dem Landhause eines reichen Indianers, wo wir unsern Wohnsitz aufschlugen; bevor ich also die Sitten und Gebräuche Indiens beschreibe, muß ich den Leser bitten, uns dahin zu folgen.

Zwei Seys, vor dem zweirädrigen eleganten Wagen herlaufend, in welchem wir fuhren, zeigten uns den Weg zu dem ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernten Landhause. Die Gegend war reizend. Bambushütten von hohen Palmen und andern tropischen Bäumen beschattet, braune, halbbekleidete Hindu's, Heerden von Büffeln und höckrigen Kühen vor sich hertreibend, Hindumädchen mit seltsam geformten Wasserkrügen auf dem vollen Rabenhaar, erglänzten in der ganzen Pracht der tropischen Sonne. Die Besitzung des indischen Gastfreundes überzeugte uns bald, daß derselbe zu der vornehmsten Kaste gehöre; das Wohnhaus mit schöner Veranda, nahe am Meere gelegen, vereinigte Luxus mit Geschmack, unsere Zimmer, ächt indisch mit Muskitonetzen, schönen Fußmatten, Sopha's von Rohr, und Toilettentischen meublirt, waren eben so elegant als behaglich, zahlreiche Dienerschaft, mehrere Equipagen und Pferde standen zu unserer Verfügung, und so war denn der erste Eindruck für mich eben so neu, als angenehm überraschend. Nachdem sich jeden Abend der Haushofmeister (der Kansamah) nach un-

sern Befehlen in Bezug auf Frühstück und Mittagsessen ehrerbietig erkundigt, fange ich am Morgen mein Tagewerk damit an, ein erfrischendes Seebad zu nehmen; ein Spaziergang in die herrlichen Thäler verkürzt die übrige Zeit bis zum Frühstück, und giebt meiner Flinte Gelegenheit, eine Menge seltener Vögel, Eichhörnchen u. s. w. zu erlegen, oder auch sie zu schonen, wenn mir ihre Farbenpracht Mitleid einflößt. Um neun Uhr frühstücken wir, eine Stunde später erwartet uns ein elegantes Gig, um uns nach Bombai zu führen, wo wir Gelegenheit finden, das rege Leben dieses bedeutenden Handelsplatzes nach allen Richtungen zu sehen und zu beobachten. Zum Mittagsessen zurückgekehrt, finden wir im Gesellschaftszimmer unsern liebenswürdigen Wirth (der seiner Religion halber nie am Frühstücke Theil nimmt), ein splendides Diner versetzt uns, ausser den indischen Delicatessen, zugleich nach London und Paris, und bei dem vortrefflichen Weine von Shiraz (in Persien) plaudern wir, bis uns der laue Abend einladet, von einer herrlichen Terrasse, unsere Hukahs (Pfeifen) rauchend, die Aussicht auf das wogende Meer zu genießen. Um eilf Uhr ziehen wir uns zurück, um am nächsten Morgen dieses angenehme Leben von Neuem zu beginnen. Meine Bemerkungen über das Leben in Indien werde ich erst in Calcutta niederschreiben.

Dem berühmten Tempel auf der Insel Elephantina galt unser interessantester Ausflug. Um sechs Uhr des Morgens verließen wir in einem mit zehn Ruderern und

einem Steuermann bemannten Boote den Landungsplatz von Bombai, durchfuhren den geräumigen Hafen, und segelten, da sich der Wind günstig erhob, längs der Küste hin, welche malerische Fernsichten in der ganzen orientalischen Fülle der Natur darbot. Unser besorgter Wirth hatte uns zwei seiner Diener mitgegeben, um zehn Uhr wurde uns von denselben ein splendides Frühstück servirt, um eilf Uhr legte sich unsere Gondel bei Elephantina vor Anker, und da kein eigentlicher Landungsplatz vorhanden ist, so trugen uns unsere schwarzen Schiffsleute auf ihren Schultern an's Ufer. Elephantina hat seinen Namen von der Form der Insel erhalten, in welcher man, allerdings mit einiger Einbildungskraft, die Umrisse eines liegenden Elephanten finden kann. Der Umfang der ohngefähr eine deutsche Meile vom festen Lande entfernten Insel beträgt nur eine gute Stunde, sie besitzt aber eine Merkwürdigkeit, welche auf mich einen größern Eindruck als selbst die Pyramiden machte.

Ein schmaler steiler Pfad erhebt sich vom Seegestade bis zu einer Höhe von beiläufig 400 Fuß. Hier haben nun Menschenhände vor Tausenden von Jahren den ganzen Berg in einen Tempel umgewandelt! Man denke sich also einen in Granit eingehauenen Saal von 300 Fuß Länge und 200 Fuß Breite, welcher rechts und links mit zwei kleinern Sälen, jeder von etwa 150 Fuß Länge und 100 Fuß Breite, in Verbindung steht. Hinter diesen zwei kleinern Sälen befinden sich noch zwei, ohngefähr

50 Fuß im Quadrat messende Tanks, behufs der Abwaschungen, welche dem Hindu die Religion gebietet. Man denke sich also diesen ganzen ungeheuren Raum von 210 Granitsäulen getragen, deren jede, aus einem Stück bestehend, 62 Fuß mißt, und man wird gestehen, daß sich ein imposanterer Anblick in architectonischer Hinsicht wohl kaum erwarten läßt. Die Säle empfangen ihr Licht sowohl durch den Eingang, als durch große in der Höhe des Berges eingehauene Löcher; groteske Verzierungen und Arabesken umschließen die prächtigen Säulen. Die Wände bilden colossale Basreliefs (auf einigen sind die menschlichen Figuren 40 Fuß hoch), welche die Geschichte der indischen Dreieinigkeit, Braman's, als Erschaffers, Wishnu's, als Erhalters, und Kiwa's (Chiwa, auch Shiwa), als Zerstörers, darstellen. Im Hintergrund erblickt man Brahma mit seinen drei Köpfen. Diese Darstellungen, bewundernswürdig in Anlage und Ausführung, werden als Kunstwerke selbst dem strensten Richter Genüge leisten; es ist mir nicht bekannt, ob dieser Tempel, worin nur ohngefähr zwölf Säulen und Figuren leicht beschädigt sind, von Alterthumsforschern genau untersucht wurde, jedenfalls verdient er es wegen seiner Großartigkeit und seines hohen Alters, welches weit über 2000 Jahre hinausreicht; die Schriften der Braminen, jetzt über 2000 Jahre alt, sprechen häufig von seiner Existenz, nie aber von seiner Begründung. Obgleich wir mehr als zwei Stunden zum Beschauen dieses wahrhaften Kunstwerkes verwandten, so

war dies immer nur eine oberflächliche Betrachtung zu nennen.

Bei dem Wächter des Tempels, einem Engländer, früher Unterofficier, und durch einen Schuß bei Aden eines Armes beraubt, gönnten wir uns eine kurze Erholung, — dieser Mann, ein ihm beigegebener Seapoy nebst Frau und Kindern, sind die einzigen Bewohner der Insel; das Gouvernement bezahlt sie, die kleinen Accidentien von Fremden bilden aber die Hauptentschädigung für ihr einförmiges Daseyn. Zu ihrer Sicherheit haben sie ausser mehrern Hunden noch eine Heerde Schweine, welche im Wächterhaus und der Pagode frei herum laufen, um die zahllose Menge von Schlangen, durch welche Elephantina berüchtigt ist, zu vertilgen. Bekanntlich schadet den Schweinen der giftige Schlangenbiß nichts, und seit drei Jahren, wo die isolirten Bewohner das erwähnte Schutzmittel ergriffen, hat sich, wie mir der Seapoy sagte, die Anzahl der gefährlichen Reptilien sehr vermindert.

Ein starker, günstiger Wind brachte uns um fünf Uhr nach Bombai zurück, die Hitze war ganz erdrückend, 120 Grad Fahrenheit. Sehr zufrieden mit diesem Ausfluge, fuhren wir, nachdem wir Abends einer brillanten Soiree beim Gouverneur beigewohnt, wo sich die englisch-indische schöne Welt in engen Sälen drängte, um Mitternacht nach der Villa zurück; die Nacht war hell und kühl, erst jetzt erholte man sich etwas von den grenzenlosen Gluthen der tropischen Sonne. Die Cholera, welche sich

lebhaft eingestellt hatte und die Sterblichkeit auf 200 Menschen täglich steigerte, wird hier nicht so gefürchtet wie in Europa, nur wenige Personen nehmen Vorsichtsmaaßregeln. Auch unser Wirth ließ in der Lebensweise seines Hauses nichts ändern, im Gegentheil folgte eine reiche Mahlzeit der andern, und noch am Abend vor unserer Abreise hatte er eine zahlreiche Gesellschaft uns zu Ehren geladen. Meine Hoffnung, die Damen des Hauses zu sehen, wurde leider nicht erfüllt, nach der ächt indischen Sitte blieben sie in ihren Zellen den Blicken der Fremden entzogen.

Am siebenzehnten December verließen wir Bombai. Die Aufnahme, welche wir daselbst gefunden, erfüllte mich mit Dank und, ich kann sagen, mit Vorliebe für das Leben in Indien, für den Charakter des gebildeten Theiles seiner Bewohner; Gutmüthigkeit und Religiosität erschienen mir als die Grundzüge der Gemüther, Regsamkeit und Schlauheit beherrschen den Speculationsgeist der Geschäftsleute, deren gesellige Formen allerdings vieles Englische angenommen haben, ohne jedoch dabei eine gewisse Gutmüthigkeit und Offenheit zu verlieren, welche für den Fremden sehr anziehend sind.

Das Dampfboot, welches uns nach Madras bringen soll, und an dessen Bord ich schreibe, ist nur klein, aber sehr reinlich gehalten; wir steuern längs der Küste hin, das Meer ist ruhig, und Niemand seekrank. Drei indische Damen mit ihren Dienerinnen (Ayahs) sind im

Besitz der kleinen Kajüte, wir zehn Herren haben uns in der großen so gut wie möglich eingerichtet. Das Sonnenzelt ist unser gemeinschaftliches Gesellschafts- und Speisezimmer.

Ohne uns aufzuhalten, passirten wir Bancute, berühmte Festung an der Küste von Malabar, und zwar so nahe, daß wir in Fort Victoria die rothen Röcke und die Kanonen deutlich unterscheiden konnten.

Bei Tagesanbruch gingen wir auf der Rhede von Goa vor Anker und für einige Stunden an's Land. Als im sechszehnten Jahrhundert die Portugiesen die Oberherrschaft in Indien hatten, war Goa ihr Hauptplatz, noch jetzt ist es portugiesisch, wie dies die vom Kastell wehende Flagge kund gab.

Goa, eine stark befestigte, ächt portugiesische Stadt, welche etwa 4000 Einwohner umschließt, erinnerte mich an Rio Janeiro; schöne Häuser mit Balkons, aber schmuzige Straßen, viele Kirchen und Kapellen bildeten einen unerfreulichen Contrast. — Die Kathedrale würde überall für schön gelten. Bei jedem Schritt aber sieht man den Verfall der portugiesischen Macht in Indien; Goa, das Bild einer gefallenen Größe — ein portugiesisch-indisches Venedig, zeigt dem Besucher stolze, öde Palläste, einst die Wohnsitze kühner Seehelden, deren alte Wappenschilder und Namen als traurige Erinnerung über den Portalen prangen. Nur der Pallast des Erzbischofs von Goa, welcher die höchste geistliche katholische Würde in Ostindien

und China bekleidet, befindet sich in gutem Stande und verdient gesehen zu werden.

Der Gouverneur des portugiesischen Indiens wohnt in dem neuen Theile der Stadt, Villa nova genannt, welcher reinlich und modern gebaut, ohngefähr 20,000 Einwohner in sich faßt; das ganze portugiesische Gebiet zählt deren 120,000. — Ueberall in Goa stieß man auf Weltgeistliche und Mönche; diese Trabanten der geistlichen Macht klammern sich auch hier mit aller Kraft an die Trümmer, welche Portugal aus dem politischen Schiffbruche in Indien rettete. —

Nach vierstündigem Herumwandeln begaben wir uns wieder an Bord; Mangalore war der nächste Ort, wo wir die Anker wieder einsenkten.

Mangalore, eine ansehnliche, den Engländern gehörende Stadt von 30,000 Einwohnern, welche einen bedeutenden Küstenhandel treiben, weicht in seiner äussern Erscheinung, mit seinen schönen reinlichen Straßen, seinen ächt englisch gebauten und eingerichteten Häusern, ganz von Goa ab, bietet aber keine Sehenswürdigkeiten dar; wir steuerten daher bald wieder westlich nach den Laccedivischen Inseln, und ankerten bei Sonnenaufgang in Kalpeni. Die Laccedivischen Inseln, neunzehn an der Zahl, und jede ohngefähr fünf bis sechs deutsche Meilen groß, liegen nahe an der Küste von Malabar, und gleichen hinsichtlich ihrer Vegetation dem festen Lande. Die Eingebornen, welche eher afrikanischen als indischen Ur-

sprungs zu seyn scheinen, sind noch ununterjocht, uncivilisirt, grausam und tückisch. Mit dem festen Lande stehen sie nur in so fern in Verkehr, als sie auf erbärmlich gebauten Fahrzeugen, Betelnüsse, getrocknete Fische und jene bekannten Münzmuscheln (Cowries) dahin bringen, welche in Asien und Afrika die Scheidemünze vertreten. Ihre Religion ist eine Art Fetischdienst.

Da uns der verrätherische Charakter dieser Insulaner bekannt war, so hatten wir uns dem Lande so nahe als möglich vor Anker gelegt, und zur Sicherheit zwei kleine sechspfündige Kanonen mit Kartätschen geladen.

Der Capitain blieb an Bord; wir zehn Passagiere, der Steuermann und sechs indische Matrosen, alle mit Flinte, Säbel und Pistolen bewaffnet, gingen an's Land in ein Dorf, wo ohngefähr 200 Seelen leben mochten. Wider Erwarten wurden wir freundlich empfangen. Die Eingebornen waren von hellbrauner Farbe, beinahe ganz unbekleidet, und Männer sowohl wie Weiber von viel ansehnlicherem, stärkerem Wuchse als die Hindu. Ihre Hütten von Rohr erbaut, mit Palmblättern bedeckt, erinnerten mich an die indischen Wohnungen, wie wir sie in Europa auf der Bühne dargestellt sehen. Das dürftige Hausgeräth war höchst unvollkommen gearbeitet, Alles ärmlich und vernachlässigt! Wir nahmen nun unsern Weg eine Stunde landeinwärts. Papageien, ungeheure Schwärme wilder Tauben, und eine Unzahl Schnepfen an einem Teiche gaben unsern Gewehren Unterhaltung.

Nachdem wir einige Dutzend Cocusnüsse und zwei große Schildkröten von den Eingebornen gegen Angelhaken eingetauscht, bestiegen wir wieder unser Boot. Hier fanden wir, daß die vier Matrosen, welche zur Bewachung desselben zurückgeblieben waren, eine so große Menge Fische gefangen hatten, daß die ganze Mannschaft drei vortreffliche Mahlzeiten davon machte. Leid war es uns doch, die Laccediven ohne ein kleines Abentheuer zu verlassen, auf welches wir gefaßt und gerüstet waren.

Am nächsten Morgen um acht Uhr erreichten wir Cochin. Hier mußten wir Steinkohlen einnehmen, und da die Rhede von Cochin (sprich Cotschin) während der Ebbe sehr seicht ist, mußte unser Schiff eine halbe Meile vom Lande entfernt vor Anker gehen. Das Frühstück wurde zeitig servirt; um zehn Uhr gingen wir an's Land.

Cochin trägt das Gepräge aller derjenigen Plätze, welche die Holländer im siebenzehnten Jahrhundert den Portugiesen entrissen. Die Bauart der Kirchen und des bischöflichen Pallastes ist portugiesisch, während die Straßen, die mit Bäumen bepflanzten Canäle und Bäche die ehemalige holländische Besitzung bezeichnen; erst seit ohngefähr zwanzig Jahren ging Cochin in die Hände der Engländer über. Der sonst so blühende Handel ist ganz gesunken; die Wälle dieses früher stark befestigten Platzes, welcher einst die wichtigste Niederlassung der Holländer auf dem Festlande von Indien war, dienten nur noch als Promenaden für die aus beiläufig 30,000 Köpfen bestehende

Einwohnerschaft. Mischlinge von Portugiesen, Holländern und wenige Hindu betreiben hier den Schiffsbau unter dem Schutze eines Bataillons Seapoys, deren Officier nebst einigen Civilbeamten die einzigen Europäer in Cochin sind.

Da in der Stadt auch nicht ein Gasthaus sich findet, so wurden wir sämmtlich vom Collector (Steuereinnehmer), eine Hauptperson in allen brittisch-indischen Niederlassungen, eingeladen, bei ihm auszuruhen, was namentlich von den Damen mit Dank angenommen wurde.

Das Haus des Collectors bot eine reizende Aussicht dar. Von der geschmackvollen Veranda aus erblickte man einen ohngefähr eine Viertelstunde breiten Meeresarm, gegenüber die Schiffswerfte, auf denen Schiffe von 5—600 Tonnen sehr vorzüglich gebaut werden, und im Hafen, welcher jenen Meeresarm bildet, die im Sonnenschein erglänzenden Flaggen mehrerer Küstenfahrer. Ich bestellte mir nun einen Palankin, um Cochin's Merkwürdigkeiten zum ersten Male auf diese mir neue und bequeme Weise zu betrachten.

In Kairo schon durch Rabbi David Beth-Hillel, einen der ersten Orientalisten und durch weite Reisen vielfach gebildeten, kenntnißreichen Mann, war ich auf die jüdischen Colonien aufmerksam gemacht worden, ihm verdanke ich Dasjenige, was ich dem Leser darüber mittheilen werde.

Unser Weg führte uns durch einen Theil des Bazars

von Cochin, dann längs eines mit herrlichen Bäumen bepflanzten Flusses zu den Wohnplätzen der sogenannten weißen Juden, aus ohngefähr 200 Familien bestehend. Ihr Rabbiner, welchem ich mich als ein Bekannter des Rabbi David Beth-Hillel vorstellte, nahm uns sehr zuvorkommend auf, und führte mich in die wirklich schöne Synagoge, deren Fußboden mit chinesischen Porzellanplatten gepflastert ist. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schenkten die Holländer dieser Synagoge eine schöne Uhr und ein Glockenspiel, welches sich auf einem nahestehenden Thurme befindet. Bedeutendes Grundeigenthum, eine große Anzahl goldner und silberner Geräthe machen den Reichthum der Synagoge aus. — Zu der Zeit der holländischen Herrschaft waren die weißen Juden angesehene, reiche Kaufleute, durch die veränderten Handelsverhältnisse sind sie aber so herab gekommen, daß sie gegenwärtig, ausser von dem Verkaufe des von ihren Voreltern hinterlassenen Reichthums an Schmuck und Geräthen, vom Kleinhandel leben, welchen sie durch ihre Frauen und Töchter betreiben lassen. Zum Arbeiten sind sie zu stolz, vielleicht auch zu träge. In der Synagoge befindet sich ein auf Kupfer gravirter, von fünf gleichzeitigen Sultanen unterschriebener Freibrief in der Malayensprache, welcher ihnen bedeutende Vorrechte einräumt. Das Alter dieses Freibriefes, so wie mehrere andere übereinstimmende Merkmale geben Grund zu der Vermuthung, daß die weißen Juden kurze Zeit vor den Portugiesen von

von Nordasien aus in's Land gekommen sind. Es giebt unter ihnen viele Familiennamen, welche in Deutschland und Polen vorkommen, z. B. Rotenburg, Aschkenasy, Sargons u. s. w.

In seinem freundlichen Hause bewirthete uns der gefällige Rabbiner mit Ananas und Apfelsinen, seine fünf Töchter, denen er uns vorstellte, sprachen alle leidlich englisch, und hatten ihn damals nach Damascus begleitet, als er in der bekannten Anschuldigung gegen die Juden mit Sir Moses Montefiore daselbst den Thatbestand erörterte. Als wir unsern Wunsch zu erkennen gaben, die sogenannten schwarzen Juden zu besuchen, war der Rabbiner sogleich erbötig, uns zu ihnen zu führen. In unserm Palankin gelangten wir bald an Ort und Stelle.

Die schwarzen Juden, ohngefähr tausend Familien, bewohnen drei Vorstädte von Cochin: Arnalata, Malla und Schynot benannt. In jeder besitzen sie zwei Synagogen. Ihr Charakter ist redlich und brav; sie betreiben weder den Schacherhandel, noch den Ackerbau, sondern lassen ihre Ländereien von Hindu's bearbeiten, wenn sie nicht wohlhabend genug sind, von den geerbten Reichthümern der Voreltern zu leben; wirklich Arme giebt es beinahe nicht unter ihnen. Durch den Rabbi Isaac wurden wir bei einem der reichsten schwarzen Juden eingeführt, welcher ein bedeutender Schiffsbauer ist, und, wie mir später der Collector in Cochin sagte, den Ruf eines sehr achtbaren, rechtschaffenen Mannes genießt; wie denn über-

haupt die schwarzen Juden auf einer höhern Stufe der Bildung und Sittlichkeit stehen, als die weißen. Streng, jedoch nicht pedantisch in Erfüllung ihrer Religionsgesetze, haben sie weder Priester noch Leviten; ihre Traditionen und uralte Manuscripte beurkunden, daß sie Abkömmlinge der Israeliten vor der ersten Gefangenschaft sind, welche nach Indien gebracht wurden, und nicht mit den Erbauern des zweiten Tempels nach Jerusalem zurückkehrten. Ein Beweis mehr für diese Annahme ist der Umstand, daß sie Karaïten sind, sich also nur an das alte Testament halten, und alle neben ihm geltende Tradition verwerfen. Ihre Hautfarbe ist keineswegs schwarz, wie der Beiname sie fälschlich bezeichnet, sondern bräunlich; ihre hohe und edle Gestalt, ihr schwarzes und schlichtes Haar unterscheiden sie nicht allein von den weniger gut gebildeten weißen Juden, sondern es ist auch eine Aehnlichkeit mit den abendländischen Kindern Israels nirgends zu entdecken: — jene widrige Servilität in Geberde und Gang, jene zwar verschmitzten, aber doch gemeinen Manieren, welche, nebst dem wolligen krausen Haar und den gezogenen Nasenwinkeln, in Europa den Juden verrathen, würden hier an den würdigen Gestalten und edeln Profilen sich nicht als Erkennungszeichen dieser Nation bewähren.

Mit Hochachtung und Dank verließen wir unsern freundlichen, unterrichteten Cicerone, um nach Cochin in das Haus des Collectors, und von da an Bord unseres

Schiffes zurückzukehren, wo uns eine treffliche Schildkrötensuppe erwartete.

Pfeilschnell glitt am nächsten Morgen unser Dampfboot über das Meer. Die geringe Entfernung vom Lande gestattete uns, die Bangalows (Häuser der Indier), die Pagoden und Menschen, mit unbewaffneten Augen zu unterscheiden; drei bis vier Stunden landeinwärts lagen die Nilgherri-Berge (die „blauen Berge"), eine zwischen 8—9000 Fuß hohe Gebirgskette der indischen Halbinsel. Schon von Goa aus hatte sie sich unsern Blicken dargeboten. Die Thäler in diesen Gebirgen sollen völlig denjenigen der Apenninen und Alpen gleichen, und das Clima, dem Italiens ähnlich, über sie einen romantischen Reiz breiten. Je mehr man Indien, seine Vegetation und das Leben seiner Bewohner betrachtet, desto reicher erscheint die Natur in einem Lande, welchem der Europäer in Bezug auf Wissenschaft und Handel noch unendlich viel abgewinnen kann, wenn er sich mit dessen Sitten und Eigenthümlichkeiten recht vertraut macht.

Nachdem wir in der Entfernung die Städte Trivanderan und Travancore gesehen, umschifften wir das Cap Komorin, wo die Nilgherri-Gebirgskette endet. Am Abende desselben Tages ankerten wir in dem Golf von Manaar, nicht fern von der Pagode von Kilkarey, welche wir zu besuchen beschlossen. Hier an der Südspitze Indiens befinden sich die berühmtesten Pagoden. Es herrschten hier, der Mythe zufolge, vorzugsweise Brahma, Rudchunder

und Hanaman mit seinen Affen; auch ist der heilige Boden mit Pagoden bedeckt, und unter ihnen ist die von Kilkarey eine der berühmtesten.

Meine Ungeduld, diese heilige, vom Dunkel der Mythe umhüllte Stätte zu betreten, ließ mich den Capitain ersuchen, uns schon Abends an's Land setzen zu lassen. Mit Fackeln und bengalischem Feuer fuhren wir in einem von vier indischen Matrosen gesteuerten Boote dem Lande zu; Wachskerzen und Laternen haltend, durchschnitten wir schweigend das glatte Meer in einer jener lauen indischen Nächte, welche den Schlaf verscheuchen und uns doppelt erregen, wenn die Phantasie uns in die Nähe jener Geister versetzt, welchen Ostindien die innigste Verehrung widmet; denn so sinnlich und roh auch manche Gebräuche der Hindureligion sind, so findet sich doch auch viel Poetisches in diesem Cultus und seinen anziehenden Sagen.

Am Ufer angelangt, begaben wir uns sogleich nach der Pagode, und begannen, da uns die Priester, trotz der späten Abendstunde, dazu unverzüglich die Erlaubniß ertheilten, die interessante, magische Beschauung beim Scheine unserer Kerzen.

Unter einem hohen Dome befindet sich der Eingang, rechts und links führen Säulengänge nach einem geheiligten Wasserbehälter (Tank). Dem Dome gegenüber erhebt sich ein zweiter von derselben Größe und Bauart, an welchen sich die Säulengänge anschließen. In diesem zweiten Dome, der eigentlichen Pagode, erblickt man das Bild

des hunderthändigen Wishnu's, dem dieser Tempel geweiht ist; die beiden andern Gottheiten der indischen Dreieinigkeit, Brahma und Shiva, verehrt man in zwei kleinern Nebentempeln, denn dem Hinduglauben gemäß wird zwar einer der drei in Eines verbundenen Gottheiten eine Pagode vorzugsweise geweiht, in welcher sie als vornehmster Hausherr schaltet; ihre beiden Mitgötter erhalten aber stets auch Altäre und, wenn es der Raum gestattet, werden ausserdem noch die Götter zweiten Ranges placirt und bedacht. Der Dom, welcher den Eingang bildet, ist zugleich Aufenthalts- und Wohnort von etwa funfzig Priestern aus der erwählten Kaste der Braminen. Die Mittheilungen, welche uns von denselben in der Hindusprache gemacht wurden, wären für uns verloren gewesen, hätte sich nicht unter uns ein sehr gebildeter, vorurtheilsfreier Hindu befunden. —

Bei Kilkarey fand die Schlacht statt, in welcher Hanaman mit seinen Götteraffen die bösen Geister vernichtete! In Folge dieses Sieges werden von Zeit zu Zeit glänzende Feste gefeiert! Der tiefe Ernst, mit welchem uns diese Tradition berichtet wurde, stimmte ganz mit der Heiligkeit des Ortes überein. Bewunderungswürdig ist die Gewalt, welche die indischen Priester auf Millionen von Gläubigen ausüben, doch auch ihrem groben Obscurantismus droht Gefahr durch die sich heller verbreitenden Strahlen der Vernunft, durch die zunehmende Bekanntschaft mit der christlichen Religion, durch die Reisen

vornehmer Hindu's nach England; für jetzt ist der sinnliche Begriff der indischen Anbetung der Culturstufe des Volkes noch angemessen, dessen gutmüthiger Charakter es den Braminen erleichtert, den alten Glauben in seinen strengen Fesseln zu erhalten. Es wird aber auch die Zeit kommen, wo Erleuchtete den Götzendienst säubern und veredeln.

Nach zweistündigem Aufenthalte fuhren wir wieder an Bord, um am folgenden Tage die Palksstraße zu passiren. Da unser Schiff das erste größere Dampfboot war, welches diesen, stets als gefährlich betrachteten Weg nahm, so wird es nicht uninteressant seyn, wenn ich davon etwas ausführlicher spreche.

Das Festland von Indien ist von der Insel Ceylon durch einen Canal (die Palksstraße) getrennt, welcher, ohngefähr zehn deutsche Meilen breit, durch die Inseln Rammisseram und Manaar in drei Sunde getheilt wird. Unbezweifelt waren früher diese Inseln unter sich, so wie mit Indien und Ceylon durch eine Landzunge verbunden, deren Reste sich noch über den größern Theil der Zwischenräume erstrecken. Diese theilweise hervorragende Landzunge wird von den Europäern und Muhamedanern „die Adamsbrücke" genannt, weil der Sage nach Adam, der erste Mensch, über sie hin nach dem Garten Edens gelangte, welcher sich auf Ceylon befand. — Nach der Chronik der berühmten Pagode auf Rammisseram, deren ich später gedenken werde, war die Verbindung von Ceylon

mit dem festen Lande bis zum Jahre 1480 unserer Zeitrechnung ununterbrochen, in welchem Jahre ein Erdbeben mit furchtbarem Orkan einen Theil der Erdzunge niederriß. Dennoch fuhren die Pilger fort, in den Ebbezeiten zu Fuße nach der Pagode von Rammisseram zu wandern, bis ein zweiter schrecklicher Sturm den Bruch vergrößerte. Seitdem hat jede Sturmfluth und jeder Orkan die Durchfahrt erweitert und im Westen von Rammisseram einen Canal gebildet, welcher kleinen, drei bis vier Fuß tief gehenden Fahrzeugen die Passage erlaubte. Größere Schiffe konnten den Canal nicht benutzen, sie mußten Ceylon umfahren und waren, um den Klippen der Maldivischen Inseln und den Stillen des Aequators zu entgehen, oft genöthigt, bis 8 Grad Südbreite zu segeln, was z. B. bei einer Reise von Bombai nach Madras, welche man an der Küste hin auf ohngefähr 250 deutsche Meilen berechnet, einen Unterschied und Umweg von 300 Meilen ausmacht. Der Schaden, welchen der Küstenhandel von Malabar nach Koromandel dadurch erlitt, war unberechenbar: das Gouvernement von Ostindien fing daher schon vor längerer Zeit an, den Paß zwischen Rammisseram und Ceylon untersuchen zu lassen. Das Resultat war der Beschluß, zwischen den Inseln Rammisseram und Manaar einen Canal von sechszehn Fuß Tiefe zu sprengen und zu graben. Vor ohngefähr vier Jahren sandte man einen geschickten Ingenieur nebst sechs Unterofficieren an Ort und Stelle, welche das colossale Unternehmen,

unterstützt von einigen hundert Eingebornen, so ziemlich vollendet haben. Der Raja von Ramnad, dessen Besitzungen an den betheiligten Küsten liegen, hat eine große Summe dazu beigesteuert.

Des Morgens verließen wir die Bay von Kilkarey und ankerten gegen vier Uhr Nachmittags zwischen Rammisseram und Manaar.

Der Capitain ging an's Land, um sich mit dem Ingenieur wegen der Durchfahrt zu besprechen, und erlaubte vier Passagieren, worunter ich mich befand, ihn zu begleiten. Nach halbstündigem Rudern landeten wir in Rammisseram. Der Ingenieur, welcher ausser seinen sechs Unterofficieren der einzige Europäer auf der Insel ist, und seit länger als einem Jahre keinen Europäer gesehen hatte, empfing uns voller Freude; in seinem geräumigen, lustigen Bangalow (indischen Hause) bewirthete er uns nicht allein, sondern behielt uns auch die Nacht, nachdem er sich dazu erboten, unser Lootse zu seyn. Dieser liebenswürdige, wissenschaftlich gebildete Officier lebte hier ein wahres Philosophenleben; er kannte nur seinen Beruf und die Ehre, ihn würdig zu erfüllen. In diesem Bestreben vergaß er alle Annehmlichkeiten der civilisirten Welt. — Sein von Palmen und Mangobäumen umschatteter Bangalow war von einem hübschen Garten begrenzt; die Aussicht stellte auf der einen Seite das nicht ferne Ceylon und das rauschende Meer, auf der andern Rammisseram selbst unsern Blicken dar. Ueber kleine,

üppig bewachsene Hügel stürzte sich ein klarer Bach zu dieser reizenden Einsiedlerhütte, wo man die Welt vergaß, in Betrachtung des beinahe vollendeten Werkes menschlichen Kunstfleißes und menschlicher Ausdauer. — Hundert Schritt von der Wohnung des Ingenieurs war diejenige der Unterofficiere; auch sie hatten einen kleinen Garten, und waren so gut als möglich eingerichtet. Bis nach Mitternacht saßen wir bei einem Glase Ananaspunsch unter der Veranda; die frische Seeluft rauschte durch die Palmenzweige, als wolle sie uns begrüßen bei unserm Vorhaben, uns einladen, oder auch vielleicht — warnen.

Am nächsten Morgen, nachdem ich ein Bad im hellen Bach genommen, fuhren wir an Bord. Da zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags die Fluth am höchsten war, so wurde beschlossen, den Canal zu dieser Stunde zu passiren. In der Zwischenzeit besuchten wir die berühmte Pagode von Rammisseram.

In ihrer Bauart gleicht sie ganz derjenigen von Killarey, nur ist sie wenigstens zweimal so groß. Der Hauptcultus gilt dem Brahma, welcher hier als Erschaffer in Gestalt eines Phallus dargestellt wird, was in den indischen Tempeln sehr selten vorkommt. Die Gründung dieser Pagode verliert sich in die Zeit der Fabel; regelmäßige Chroniken im Sanscrit sind etwa 400 Jahre vor Christi Geburt geführt worden, und werden, jetzt von den Braminen genau verzeichnet, in einer Art von Bibliothek

aufbewahrt. Zweihundert Priester (Braminen) und ohngefähr hundert Almehs (Bajaderen) dem Gott Brahma, und seinen Söhnen, den Priestern, geweiht, bewohnen die Pagode. Unsere Aufnahme war günstig; besonders interessant erschien uns der Gottesdienst, welchem wir beiwohnten. — Nach vielen Ceremonien und Abwaschungen sprachen die Söhne Brahmas laute Gebete, nach deren Beendigung die Almehs mit Tamburin und Cymbelklang hereintraten, sich um den Altar stellten, und ihre allegorischen, heiligen, irgend eine vorzügliche That des Gottes bezeichnenden Tänze begannen. Ernst und graziös wurden die Gruppirungen und Tänze eine Stunde lang von einem Theile der anmuthig schwebenden Almeh's fortgesetzt, während andere Hymnen zu Brahma's Lobe sangen; die Bajaderen, welche ich in Europa gesehen, waren diesen edeln, heilig-ernsten Gestalten in keiner Weise zu vergleichen, deren Anblick, eine Vereinigung von Sittsamkeit und Grazie, uns mehr erhob als ergötzte, wie dies ihre Bestimmung mit sich bringt.

Die Pagode von Rammisseram ist reich an Geschenken der zu ihr wallfahrtenden Gläubigen. Besonders fiel mir ein Diamantdiadem des Gottes auf, welches von sehr hohem Werthe zu seyn scheint. Das geheiligte Wasser des Ganges wird in einem dazu eigens bestimmten Fahrzeuge von ohngefähr 200 Tonnen von der Mündung des Flusses hierher gebracht und dann in einem großen steinernen Bassin aufbewahrt. Nachdem wir beinahe drei

Stunden in der Pagode verweilt, verließen wir dieselbe, von den Priestern begleitet; im Säulengange erwarteten uns die Almeh's, um uns Blumen zu streuen und zu überreichen, eine Auszeichnung, welche wir dem sich in unserer Gesellschaft befindenden vornehmen Indianer zu danken hatten. Diese Almeh's sind nicht wie die gewöhnlichen indischen Tänzerinnen von niederer Kaste, sondern aus der höchsten der Braminen; als Dienerinnen Brahma's genießen sie das Vorrecht, sich im Tempel vor fremden Männern unverschleiert zeigen zu dürfen. Sie werden für ihren Beruf von Kindheit an erzogen, und man wählt zum Dienste nur die schönsten. Ihre Tracht, nach europäischen Begriffen vielleicht nicht ganz decent, ist sehr geschmackvoll. Ein weißer Turban bedeckt ihr Haar zur Hälfte, welches in schwarzen Locken auf den mit Perlen- und Goldhalsbändern gezierten Hals herabfällt; große Ohrringe, Spangen an den Armen und Knöcheln zieren die schlanken, ziemlich hellfarbigen Gestalten, deren Busen bis zur Hüfte von einem reichgestickten, buntseidenen, westenähnlichen Leibchen umschlossen, durch den weißen kurzen Muslinrock in seinen üppigen Formen noch gehoben wird. Gold- und silbergestickte Schuhe vollenden den Anzug dieser heiligen Dienerinnen des Erschaffers.

Ein reizender Banianenhain gönnte uns eine Stunde seines Schattens, dann kehrten wir an Bord zurück und bereiteten uns vor, den Canal zu passiren.

Bei ruhigem, schönen Wetter lichteten wir die Anker;

die Strömung war unserer Fahrt zwar günstig, aber fast zu stark. Der Ingenieur stand auf dem Vordertheil des Schiffes, der Capitain beobachtete den Hintertheil, während zwei Matrosen das Senkblei unablässig zogen und wieder warfen; — große eingerammte Baumstämme bezeichneten die Durchfahrt, welche durch Corallenriffe gesprengt, in der Länge ohngefähr tausend, in der Breite etwa hundert Fuß einnimmt; bevor man jedoch in den Canal gelangt, passirt man viele Untiefen, deren theilweise Beseitigung viel Arbeit gekostet haben mag, und erst in ein bis zwei Jahren so vollendet seyn wird, daß Schiffe, welche funfzehn bis sechszehn Fuß Wasser ziehen, den Canal werden ohne Gefahr durchschiffen können.

Alle Passagiere waren in lautloser Spannung auf dem Deck versammelt, als wir die Durchfahrt wagten, nur das Commando des Capitains und das seemännische Singen der das Senkblei ziehenden Matrosen mischte sich mit dem Brausen der Wellen, welche uns pfeilschnell in einer Viertelstunde wohlbehalten durch den Canal in den großen indischen Ozean führten. Hier wurden die Dampfmaschinen angehalten. Voller Jubel zogen wir die englische Flagge auf; einundzwanzig Kanonenschüsse und ein dreimaliges Hurrah erschollen zum ersten Male an dieser Stelle, welche nun bald für alle Schiffe zugänglich und gefahrlos seyn wird. Der Ingenieur verließ uns hocherfreut, um auf sein Eiland in seine Einsiedlerwohnung zurückzukehren, auch ihn salutirten wir festlich und herzlich;

in kurzer Zeit hatte sein Benehmen ihm unsere Zuneigung und Achtung gewonnen. In Calcutta überreichten wir Passagiere dem Capitain unsers Schiffes eine silberne Vase, als Andenken an diesen Tag; eine zweite sandten wir durch ihn an den Ingenieur, mit beziehungsreichen Worten über die Passage des ersten Dampfbootes durch die Palksstraße. —

So nahe der berühmten Insel Ceylon zu seyn, ohne den Fuß an's Land zu setzen, würde mich geschmerzt haben; mehrere Passagiere theilten dieses Gefühl. In Folge dieser vereinten Wünsche entschloß sich der stets gefällige Capitain, unserer Wißbegierde für einige Stunden nachzugeben. In vier Stunden erreichten wir Ceylon und landeten in Jafnapatnam, einer Stadt von 5000 Seelen, welche bedeutenden Küstenhandel treibt. Die Aufnahme des Gouverneurs war zuvorkommend: seiner Güte hatten wir es zu verdanken, daß wir sogleich mit den nöthigen Elephanten (Habis) versehen wurden, um das Innere der Insel auf diese originelle Art in Augenschein zu nehmen. Der Elephant, auf welchem vier Passagiere, worunter eine Dame, in einem viersitzigen hölzernen Kasten Platz nahmen, wurde wie gewöhnlich von dem Treiber (Cornac) geleitet, welcher auf dem Nacken des Thieres saß; — hinter uns postirte sich der Sonnenschirmträger (Chatawalah), und so ging es denn in einem durchaus nicht angenehmen Tempo über den kleinen Damm, welcher Jafnapatnam mit Ceylon verbindet. Die Bewegung

des Thieres erinnerte mich an die Kameele der Wüste Tieh.

Ceylon ist ein Land von unglaublichem Reichthum an Producten. Eine Vegetation, welche sich nur mit derjenigen Brasiliens vergleichen läßt, herrscht überall. Die Einwohner bestehen meistens aus einem Malayenstamme, Singalesen, und sind in Religion und Sitten gänzlich von den Hindu's verschieden. Das Ziel unsers Ausfluges war eine große Zimmetpflanzung. Die Bäume sind nicht sehr hoch, sie gleichen eher Gesträuchen; Rinde, Laub und Wurzeln haben den Zimmetgeschmack. Wie der Zimmet sich bildet und wie er gewonnen wird, ist zu bekannt, um darauf einzugehen. Der auf Ceylon erbaute gilt überall für den besten.

Um uns im Schatten einiger Taliporbäume auszuruhen, hatten wir unsern Elephanten verlassen. Der Verwalter der Plantage bewirthete uns mit kühlem Palmenweine, rieth uns aber, uns nicht zu weit von der Plantage zu Fuße zu entfernen, da Tiger und Schlangen sich oft nahe heranwagten. Um unsere Neugier nicht zu büßen, bestiegen wir unsern Hadi wieder und ritten landeinwärts. Wo der Weg ungebahnt war, brach sich das mächtige Thier mit seinen plumpen Füßen eigene Bahn; Zweige, welche uns entgegenstrebten, brach es geschickt mit seinem Rüssel ab, bis wir auf's Gerathewohl an einem Hügel Halt machten. Die Aussicht war belohnend! Unter uns üppiges Grün, fruchtbares Land, der ganze Reichthum der

Zone; vor uns in der Ferne der Adamsberg, der höchste auf Ceylon.

Hier liegt, der Sage nach, der erste Mensch, Adam, begraben, der Berg ist deshalb den Eingebornen heilig; für uns mit dieser Mythe unbekannte Europäer war es eigenthümlich hier unerwartet an die Erschaffung und an das Ende des ersten Menschen durch so sinnliche Zeichen erinnert zu werden, wie durch seine Fußtapfen und sein Grab. Es war ein durchaus unvorbereiteter, überraschender Ideengang, durch welchen der Zweifel beinahe momentan überwältigt wurde.

Die drückende Hitze, es war am fünfundzwanzigsten December, bewog uns, nach Jafnapatnam zurückzukehren, wo wir noch eine Stunde verweilten, um diese reinliche, ziemlich belebte Stadt zu beschauen; dann gingen wir wieder an Bord und gedachten des heimathlichen Weihnachtsfestes und seiner Freuden. Mehr war uns, von allen Verwandten und Jugendfreunden geschieden, auf dem offnen Meere nicht vergönnt!

Negapatam und Cuddalore wurden am nächsten Tage an der Küste sichtbar; gegen Abend gingen wir in Tranquebar einige Stunden vor Anker. Diese kleine dänische Colonie liegt an dem schönen breiten Flusse Kavery und zählt ohngefähr 20,000 Bewohner. Allen mit den Ortsverhältnissen und Einrichtungen Vertrauten ist es nicht ganz erklärlich, warum Dänemark diese Besitzungen nicht veräussert, da sie weit mehr kosten als einbringen, und in

politischer Beziehung keine große Bedeutung haben. Es kann also wohl nur der höhere monarchische Gesichtspunkt seyn, welcher das Behalten von Tranquebar rechtfertigt und das pecuniäre Interesse schweigen läßt, weil es sich um ein Princip handelt.

Von allen bis jetzt gesehenen indischen Städten hat mir das zwar kleine (es zählt 25,000 Einwohner), aber äusserst reinliche französische Pondichery am Besten gefallen. Ein schöner Hafendamm, an dessen Ende ein elegant gebauter Leuchtthurm steht, führte uns in den Hafen. Die Straßen sind breit, die Häuser oft mit französischen Inschriften geziert; die Caffeehäuser, die Läden, die Sprache, Alles versetzte uns nach dem entfernten Mutterlande, — nur die große Reinlichkeit zeichnete die indische Tochter zum Nachtheil der sich öfters vernachlässigenden Mutter vortheilhaft aus. Hier fanden wir ein Café militaire, ein Café des mille colonnes, und in Hôtel de Paris einen Küchenzettel, welchen ich der Merkwürdigkeit halber abschrieb. Er lautete:

Soupe à la Reine,
Bouilli aux pommes de terre,
Filets de Sole à la maître d'Hôtel,
Vol au vent à la financière,
Poulet au cresson

und

Dessert,

und war mir ein neuer Beweis, daß überall, wo die Franzosen einheimisch sind, die Kochkunst gewiß nicht vernachlässigt wird.

Da wir täglich so verschiedene Ländergebiete erblickten und besuchten, so war diese momentane Versetzung nach Paris wirklich überraschend. Nach dem Essen ergingen wir uns in dem schön gehaltenen Garten des Gouverneurs, von welchem wir schon bei unserer Ankunft waren bewillkommnet worden. — Die Verbindungen Pondichery's mit Frankreich sind unbedeutend, der Küstenhandel ist hier der Haupterwerbszweig.

Gegen Abend gelangten wir auf die Rhede von Madras. Bei Tagesanbruch kam der Capitain des ostindischen Compàgnie=Dampfbootes „Entreprise" an Bord, welches zu unserer Weiterreise bestimmt war, und wir bestiegen die kleinen Landungsböte, um Madras zu erreichen. Unser Gepäck wurde an Bord der Entreprise geschafft.

Das Landen in Madras ist eine gefährliche Sache und während eines Theiles des Jahres, im Südwest (Mansoon) bei starkem Winde unmöglich. Dann wird die Flagge am Zollhause herunter genommen, und dies Signal dient den Schiffen als Warnung, den Böten aber als Verbot, sich dem Lande zu nähern. Nur in sehr dringenden Fällen wird in dem Südwest die Erlaubniß ertheilt, an Bord eines Schiffes zu gehen oder zu landen. Die Flachheit des sandigen Ufers, so wie die Lage der allen Stürmen preisgegebenen Rhede sind die Ursachen

dieser temporären Gefahr und fortwährenden Schwierigkeit. Schon 4—500 Fuß vom Lande bricht sich die See auf eine wahrhaft schauerliche Weise; keines unserer europäischen Böte würde dieser Gewalt der Wellen widerstehen. Man muß sich daher nur der Fahrzeuge der Eingebornen bedienen und anvertrauen, welche, ziemlich groß, so hoch von Bord sind, daß man, in der Mitte stehend, kaum darüber hinaussehen kann. Diese Fahrzeuge, Massoolah genannt, sind von einem leichten elastischen Holze gebaut und nicht mit Nägeln verbunden, sondern in der wirklichen Bedeutung des Wortes mit Cocusfasern zusammengenäht; diese eigenthümliche Construction erzeugt die Elasticität und die Sicherheit. Zwölf bis sechszehn eingeborne Ruderer und ein Steuermann bilden die Bemannung.

Eine andere Art von Fahrzeug, auf dem ein bis zwei Mann rudernd sitzen können und welches Catamaran heißt, besteht aus nichts als einem mittelmäßig dicken, zehn bis zwölf Fuß langen Stamme, an welchem rechts und links zwei andere sechs bis acht Fuß lange Stämme mit Cocusfasern befestigt sind. Die Ruderer sitzen reitend darauf, und obschon fortwährend durchnäßt, trotzen sie doch der stärksten Brandung. — Wenn selbst kein Massoolah sich in See wagt, gehen die Catamaran hinaus und unterhalten die Communication zwischen den Schiffen im Hafen und dem Lande. In Malabrigo, an der Küste von Peru, sieht man ähnliche Fahrzeuge.

Wir bestiegen unsern Massoolah und ruderten frisch dem Ufer zu. Sobald wir uns der Brandung näherten, wurden unsere Damen etwas ängstlich; ich gestehe selbst, daß es mir wahrscheinlicher erschien, ich würde das Ufer schwimmend als im Boote erreichen. Die Eingebornen kennen jedoch das Fahrwasser so genau, daß der Steuermann jeder Brandung und Sturzsee geschickt auszuweichen wußte. Als wir dem Ufer so nahe waren, daß unser Boot Grund hatte, wartete der Steuermann eine ungeheure Welle ab und steuerte den Massoolah durch sie hindurch; unsere sechszehn Ruderer sprangen über Bord und zogen mit allen Kräften das Fahrzeug an's Land, so daß wir durch den Wellenschlag und ihre vereinte Hülfe in's Trockene kamen. Obgleich diese Leute ganz mit dem Element und der Gefahr vertraut sind, so hört man doch jedes Jahr von sehr beklagenswerthen Unglücksfällen.

Glücklich gelandet, bestiegen wir Gig's und fuhren nach Clarendon-Hotel, wo uns alle Bequemlichkeiten erwarteten.

Den Neujahrstag, diesen zwar nur von Menschen eingesetzten, aber dem Europäer beziehungsreichen, durch Gewohnheit und Herkommen geheiligten Abschnitt des Lebens, verlebten wir in Madras nach englischer Weise. Der Capitain des Dampfbootes, welches uns durch die Palksstraße hierher gebracht, leistete uns Gesellschaft. Unsere Damen bezeigten den Wunsch, Baja-

deren tanzen zu sehen, über welche ich von Calcutta aus berichten werde. Ihre graziösen Stellungen, Wendungen und Gruppen verkürzten die Zeit, bis einer der in Madras besonders berühmten Schlangenbeschwörer unser Interesse auf eine ganz verschiedene und wirklich überraschende Weise fesselte. Dieser Chamawala (Schlangenbeschwörer), welcher zur Kaste der Fakeer's gehörte, hatte in zwei aus Rohrgeflechten mit Deckeln versehenen Körben sechs bis acht Brillenschlangen, Klapperschlangen und Cobras Cabelhas von der giftigsten Art. Er stellte die Körbe mitten in den Saal, öffnete sie, und fing an auf einer Rohrpfeife eine ganz eigene, widerlich-unheimlich klingende Melodie zn spielen. Nach kurzer Zeit steckten die Schlangen ihre Köpfe aus den Körben, die Cobra besonders blies, wie ihr das eigen ist, den Kopf ungeheuer auf; alle blickten mit funkelnden Augen den sich im Kreise drehenden, pfeifenden Zauberer an, höher und höher richteten sie sich auf, näher und näher kam ihnen der Chamawala, bis sie ihn, auf den Schwänzen stehend, umstrickten. Leise und immer leiser blies nun der Zauberer, kleiner wurden die Schlangen, ruhiger ihre Drehungen, weniger dick ihre Köpfe, bis er sie mit den Händen faßte und sanft in die Körbe legte.

Jemand äusserte die Meinung, daß den Thieren wohl das Gift genommen sei. Sogleich ließ sich der Chamawala ein Huhn geben, rupfte ihm an der Brust die Federn aus und bat, eine Schlange zum Biß auszu-

wählen: eine der Cobras wurde auserlesen, und nach drei Minuten war das Huhn — todt.

In einem Palankin besah ich mir das Innere dieser Stadt der Wellen und der Stürme.

Madras, im Lande Carnatic gelegen, ist dem Range nach die dritte Stadt des englisch-indischen Reiches, Hauptstadt einer Präsidentschaft, deren Gouverneur nach denen von Calcutta und Bombai rangirt. Dieser wichtige Ort zählt über 400,000 Einwohner, und theilt sich in die weisse und die schwarze Stadt. In der erstern, meistentheils von Europäern bewohnt, befindet sich die starke Festung St. George, gegründet 1643. Der Pallast des Gouverneurs, die Regierungsgebäude, so wie auch der prachtvolle Wohnsitz des Nawobs von Arcot liegen in ihren Ringmauern. Breite, schön angelegte, wohlbesprengte, macadamisirte Straßen, große Plätze, nach Art der englischen Squares, aber freundlicher und noch reinlicher wie diese, zeichnen die weisse Stadt aus; namentlich gewinnen die Häuser durch einen marmorartigen Abputz ein ebenso vornehmes, als freundliches Ansehen. Das Gebäude der Missionsgesellschaft gehört besonders zu den größten und schönsten, überhaupt ist Madras schöner als Bombai, wenn gleich es diesem an Bedeutung nachsteht.

Die schwarze Stadt, ein Gemisch von Pagoden, Pallästen und Hütten der Eingebornen, ist bei weitem größer, ihre engen Straßen sind von einem unaufhörlichen,

betäubenden Lärme erfüllt, Alles kreuzt sich im Geschäftstreiben, und jener kräftigen, lauten Regsamkeit, welche großen Seeplätzen vorzugsweise innewohnt.

Der Boden in der Nähe der Stadt ist zwar nicht fruchtbar, aber Fleiß und Ausdauer haben das Mögliche aus ihm geschaffen. Die schönen Gärten und pallastähnlichen Landhäuser erinnerten mich lebhaft an Hamburg.

Das gesellige Leben in den höhern Cirkeln ist ganz nach englischer Sitte eingerichtet, am Abend vor unserer Abreise waren wir, in Folge unserer Empfehlungsschreiben, bei dem commandirenden General eingeladen, wo wir die haute volée von Madras trafen, und mir, nach langer Entbehrung, das Vergnügen zu Theil wurde, eine sehr gebildete deutsche Dame als Nachbarin bei Tisch kennen zu lernen; die heimathlichen Klänge zuerst in Madras wieder zu hören, hatte ich nicht erwartet; ich gehöre auch nicht zu den Reisenden, welche eine Eitelkeit darin finden, ihre Muttersprache zu verläugnen oder zu vergessen.

Unser Massoolah-Boot brachte uns am nächsten Tage zwar ganz durchnäßt, aber glücklich an Bord des Dampfbootes Entreprise.

Die Entreprise ist ein ohngefähr 700 Tonnen großes, altes, in England gebäutes Kriegsdampfschiff, und das erste, welches (im Jahre 1826) um das Cap der guten Hoffnung nach Indien gekommen ist. Da es bestimmt war, Gouvernementsgelder von Madras und Coringa nach Calcutta zu bringen, so war es ganz auf Kriegsfuß

gesetzt und ausgerüstet. Die Bemannung bestand aus 150 Mann, ein Drittel Europäer, zwei Drittel Eingeborne, und 25 Soldaten; acht Zwölfpfünder und ein langer 48 Pfünder war unser Geschütz. Mit dem Glockenschlage acht Uhr, so wie der Wachtschuß vom Fort St. George herüber tönte, gingen wir in See, Madras mit 21 Schüssen salutirend.

Der nächste Ort, wo wir vor Anker gingen, war die Rhede von Coringa. Es geschah nicht allein um Kohlen einzunehmen, sondern um 500,000 Rupies (L. St. 50,000) Gouvernementsgelder zu empfangen. Zwei bewaffnete Böte wurden zu diesem Zweck an's Land geschickt, und der Capitain war so gütig, uns zu erlauben, sie zu begleiten. Das Wasser war so seicht, daß wir unser Ziel erst nach einer Stunde erreichten. Zuerst betraten wir den sogenannten Hafen von Coringa, welcher aus einem kleinen Fort, wenigen Häusern und Hütten besteht. Der Purser, sowie der Lieutenant der Entreprise, begaben sich in das Fort, um das Geld in Empfang zu nehmen, nachdem sie uns gebeten, sie in einigen Stunden daselbst wieder abzuholen. Wir gingen daher ungesäumt nach der, eine halbe Stunde entfernten, eigentlichen Stadt Coringa, welche an der Mündung des schönen Flusses Godavery liegt. Dieser Platz verdankt sein Entstehen den Holländern; zur Zeit der Suprematie dieser Nation in Ostindien war er von großer, mercantilischer Bedeutung, jetzt ist kaum noch eine Spur von diesem alten Glanze

übrig. In dem europäischen Stadtviertel war alles so ächt niederländisch eingerichtet, daß man sich würde an den Ufer der Amstel oder Waal gewähnt haben, wenn nicht der ewigklare Himmel und die tropische Sonne den Reisenden enttäuscht hätten. Coringa, welches früher 150,000 Einwohner in seinen Mauern und Umgebungen barg, besitzt deren gegenwärtig nur noch ohngefähr 20,000. Die Aushängeschilder an den Häusern und die Namen der Straßen erinnern noch an Holland. Alles ist still und einförmig. Die öffentlichen Plätze und Spaziergänge waren wenig besucht, das Fort, ehemals stark und mächtig, ist im gänzlichen Verfall, und nur die von den Portugiesen angelegte, schöne Kirche entschädigte uns für unsere Wanderung. Den Rückweg zum Hafen nahmen wir über eine sumpfige, mit Reisfeldern bedeckte, sehr fruchtbare und trefflich angebaute Gegend. Besonders fiel mir ein ungeheurer Banianenbaum mit seinen, von uns aus Merkwürdigkeit gezählten, in der Erde wieder Wurzel fassenden 68 Aesten auf. Der Banianenbaum, dessen Aeste sich bekanntlich zu einer gewissen Höhe erheben, um sich dann wieder zur Erde herabzuneigen, wo sie neue Bäume um den Urstamm herum bilden, und sich mit ihm in einer Höhe von 80—100 Fuß zu einem gemeinschaftlichen Laubdach vereinigen, so daß hunderte von Menschen in ihrem Schatten, wie in einer Säulenhalle ruhen, gehört zu den schönsten Bäumen Indiens, und gewährt einen imposanten Anblick. Die Zweige wim-

melten von prächtig gefiederten Vögeln, grauen, häßlichen Affen und Eichhörnchen, auch Beccasinen und wilde Enten zeigten sich für unsere Jagdgewehre.

Am Fort trafen wir nach Uebereinstimmung unsern Lieutenant wieder, die Geldkisten wurden in unsere Böte geschafft, die sie begleitenden Soldaten luden ihre Gewehre, und so fuhren wir an Bord der Entreprise, beladen mit Geld, doch auch nicht ohne Jagdbeute, und mit einem Korbe voll Orangen, Mangoes und Feigen für die Damen.

Angesichts, wenn auch nicht ganz nahe der Küste, hatte unsere Reise raschen Fortgang. Schon von Madras aus war die Gegend immer flächer geworden, die Nilgherri-Berge waren schon seit Cap Comorin verschwunden. Der Anblick der Küste bewies uns, daß wir nun jene ungeheure, von unzähligen Flüssen durchströmte Ebene Bengalens vor uns hatten, welche sich tausende von Meilen ausdehnt, und erst im Norden die Gebirgskette des Himalaya, im Westen die der Nilgherris zur Grenze hat. Vizagapatnam zeigte sich unseren Blicken, und zwei Tage später sahen wir in einer Entfernung von einer Viertelstunde die eben so schönen als heilig-berühmten Pagoden von Djuggernauth. Leider wurde hier nicht gelandet. Diese Pagoden gehören zu den vorzüglichsten Indiens, groß und majestätisch strahlten uns die weissen Marmorgebäude vom Ufer entgegen, wo hunderte von Priestern dem Brahma dienen, und hunderttausende frommer Wallfahrer

Trost und Beruhigung suchen und — finden. Im Jahr 1840 hielt sich der Nawob von Delhi mit einem Gefolge von 2000 Menschen und 250 Elephanten acht Tage hier auf, um dem Gotte seine Opfer und Gebete zu bringen.

Am 4. Januar gelangten wir endlich in die Mündung des Ganges, und zwar in den geheiligten Theil desselben, den Arm „Hoogly" an welchem Calcutta liegt. Bald kam ein Lootse an Bord, um uns durchzusteuern, da die Schifffahrt auf dem Hoogly im Allgemeinen gefährlich ist, indem Ebbe und Fluth sehr ungestüm eintreten; rechts und links zeigte sich Land, einige Zeit später erblickten wir die in der Mitte des Hoogly liegende Insel Sanger. Sie ist sehr flach, mit Palmenbäumen bewachsen, und wird nur von den Leuten bewohnt, welche zur Bedienung des, auf derselben errichteten Leuchtthurmes nöthig sind; in der Nähe kreuzt das Lootsenschiff. Wie bereits erwähnt, ist das zu Ankergehen auf dem Hoogly wegen der starken Gegenströmung und der Untiefen für Segelschiffe höchst gefährlich, sie können nur bei starkem, günstigen Winde den Fluß hinauf kommen, und wehe ihnen, wenn ein Ankertau oder die Ketten reißen, die Gewalt der Wellen schleudert sie dann ohne Rettung auf eine der unzähligen Sandbänke. Ein guter Lootse ist daher hier besonders nöthig. Zur Schande der Administration giebt es deren jedoch nur wenige, so daß sie ausser den hohen Lootsengebühren oft noch ein Boksee (Douceur) von 2—300 Rupien erhalten, wenn sie ein

Schiff glücklich herein oder in See bringen. Für Dampfböte, welche gegen die Strömung fahren können, findet natürlich diese große Gefahr nicht Statt, und auch für Segelschiffe hat sie sich vermindert, seitdem Schlepp-Dampfböte den Hoogly befahren, indessen hört man doch immer noch von zahlreichen Unglücksfällen.

Die Ufer des Hoogly sind flach, nur hier und da erblickt man von Sanger aus einzelne Häuser und Hindu-Dörfer. Mangobäume und Dschungeln, ein dichtes, undurchdringliches Gewirr von Rohr, Gesträuch und Lianen machen diese morastigen Ufer, sowie die ganzen zahlreichen Mündungen des Ganges — Sunderbunds genannt, für Menschen beinahe unbewohnbar, sie wimmeln von Tigern, Leoparden, Rhinocerossen und Schlangen; häßliche Alligator's sonnten sich am schlammigen Ufer, und waren nur durch unsere Flintenschüsse aufzuschrecken. Auch ein Tiger, der erste, welchen ich im Freien sah, sprang, durch das Geräusch unseres Schiffes aufgejagt, mit großen Sätzen vor unsern Augen in die undurchdringlichen Dschungeln. Sanger führt demnach den Namen „Tiger-Insel" nicht ohne Grund.

Bald gewann die Gegend ein cultivirtes Ansehen, die Moräste verschwanden, die Wildniß wechselte mit angebautem Lande; eine große Baumwollenspinnerei, einem unserer Reisegefährten gehörend, war das erste Gebäude, welches uns in der civilisirten Welt begrüßte. Weiterhin lagen die großen und weitläufigen Gebäude der Agra-Farm,

deren ich als eines Etablissements, vielleicht einzig in seiner Art, gedenken will, ehe wir in den Hafen einlaufen.

In Agra-Farm wird Alles Schweinefleisch geschlachtet und gepökelt, welches die ganze europäisch-indische Land- und Seemacht bedarf, hier verproviantiren sich alle andere Schiffe für die entferntesten Reisen, und dreimal wöchentlich gehen ganze Ladungen von frischem und gesalzenem Schweinefleisch, von Schinken und Würsten nach Calcutta. Daher kann man es auch für möglich halten, wenn man hört, daß in Agra-Farm täglich dreihundert Schweine und mehr getödtet werden. Es ist aber auch beinahe der einzige Ort in Ostindien, an welchem dies geschieht, denn die Hindu und Mohamedaner haben vor den Schweinen einen noch größern Abscheu als die Juden. Da diese Thiere aber für die Schifffahrt beinahe unentbehrlich sind, so hat ein unternehmender Mann die Agra-Farm, welche vereinzelt am Ganges liegt, erbaut, wo viele Tausende derselben von Europäern gezogen, geschlachtet und eingesalzen werden.

Je näher wir Calcutta kamen, desto mehr belebte sich die Landschaft, prächtige Landhäuser und Gärten, unter ihnen der berühmte botanische Garten, flogen an uns vorüber, endlich schwieg die Maschine, stärker quoll der Dampf aus dem Schornstein, wir warfen Anker, und betraten das Ufer bei Fort-William, uns das Versprechen gegenseitig ertheilend, so gute Freunde auf Indiens Festlande zu bleiben, als wir verträgliche Passagiere auf

seinem Meere gewesen waren. Hatten wir auch volle Ursache, mit unserer Reise zufrieden zu seyn, so wird doch der Leser mit Recht den oft nur zu flüchtigen Besuch manches interessanten Punktes tadeln, und vielleicht auch mit mir bedauern, daß ein Dampfboot-Passagier durch die Macht der Elemente, und die zwar nothwendige, aber für den lern- und wißbegierigen Reisenden oft lästige Eile häufig da zum willenlosen Wesen wird, wo ihm ein Verweilen besonders angenehm wäre. Vorzüglich habe ich dies auf Ceylon beklagt, dessen Natur uns in nie gesehener Fülle und Eigenthümlichkeit begrüßte. Calcutta war mir daher in mehrfacher Beziehung ein willkommener Ruhepunkt.

Calcutta.

Vermöge des Zweckes meiner Reise, welcher ebensowohl Indiens Handelsverhältnissen, als der Kenntniß seiner innern Einrichtungen, seiner Sitten und Gebräuche, dem Standpunkte der Cultur und Civilisation galt, war ich durch einflußreiche Männer in England und Frankreich nicht allein an die höhern englischen Behörden, sondern ganz besonders auch an die angesehensten und reichsten Familien des Landes empfohlen. Nie habe ich den Werth einer Einführung so tief empfunden, wie in Calcutta. Die gastliche Aufnahme, welche mir in einer der ersten indischen Familien zu Theil wurde, deren Oberhaupt, eben so vorurtheilsfrei als gebildet, mich mit jener Herzlichkeit begrüßte, welche schon in den ersten Augenblicken einnimmt, hat auf meinen Aufenthalt den wesent-

lichsten, lehrreichsten Einfluß gehabt. Es war mir gestattet, manchen Blick in das häusliche Leben der höhern Classen der Eingebornen, in das Innere ihrer Familien zu thun; manche Beobachtung ihrer geistigen und religiösen Richtung wurde mir möglich, welche dem, mit den gewöhnlichen Empfehlungen versehenen, Reisenden verschlossen bleibt; jede Sehenswürdigkeit, jede Eigenthümlichkeit, vom tiefsten Aberglauben bis zur höchsten Aufklärung, von der rohen Natur bis zur bildenden Kunst, wurde mir nicht allein durch meine indischen Freunde zugänglich, sondern auch in ihrem ganzen Wesen und Zusammenhange, in ihrem vollen Werthe, begreiflich und bedeutungsvoll. —

Von Fort William fuhr ich, nachdem ich von allen Reisegefährten herzlichen Abschied genommen, nach meinem neuen Aufenthaltsorte; er schwebt mir noch so deutlich vor, daß ich ihn beschreiben kann, als wenn er vor meinen Augen stünde, und den Leser bitte, mir in denselben noch einige Zeit zu folgen. Das Haus, oder vielmehr der Pallast, welcher mich aufnahm, liegt, von den Hütten der Eingebornen umgeben, im indischen Stadtviertel. Ein großes Thor führt in einen schönen Hofraum, in dessen Mitte man ein mit Wasser gefülltes Marmorbassin erblickt. Rechts beschatteten herrliche Bäume einen für die gesetzlichen Abwaschungen bestimmten sogenannten Tank. Im Centrum des Gebäudes befindet sich eine große, von Säulen getragene, reichverzierte Halle, welche bei ge-

wissen religiösen Festen benutzt wird. In einem eleganten Nebenhause wohnen die nächsten Verwandten des Besitzers, denn in Indien herrscht die Sitte, daß die Familienmitglieder entfernteren Verwandtschaftsgrades stets in der Nähe des Oberhauptes leben. Hohe, reichverzierte Zimmer, in denen durch geschmackvolle Jalousien die in diesem Clima der Gesundheit so nöthige Kühlung erhalten wird, zeugten in ihrer Einrichtung von Luxus und Geschmack.

Die mir angewiesenen Räume bestehen in einem Schlafzimmer, einem Ankleidezimmer nebst Bad, einem Wohn= und einem Arbeitszimmer; eine Anzahl, die mich im ersten Augenblicke beinahe verlegen machte! Kaum hatte ich mich ein wenig eingerichtet, als der Haushofmeister (Khansamah) mit tiefem Salam (Gruß) in mein Zimmer trat, und mir eröffnete, daß er Befehl habe, mit mir wegen der Auswahl meiner Dienerschaft zu sprechen. Ich würde sie ganz zurückgewiesen haben, wenn dies nicht ein Verstoß gegen die gute Sitte gewesen wäre; ich überließ ihm gänzlich die Wahl, und äußerte nur den Wunsch, Jemand in meiner Nähe zu haben, der englisch oder französisch spräche.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurden mir zugetheilt:

1) ein Khitmugar, dessen einziges Geschäft darin besteht, mir des Tages über frische Früchte und Getränke

zu bringen! Er ist ein Muselmann, denn die Hindu lassen sich ungern als Khitmugars anstellen, da sie oft (wie sich später ergeben wird) das geheiligte Fleisch der Kuh gebraten auf die Tafel setzen müßten. Der Name meines Khitmugars ist Abdull; er scheint rasch und gewandt zu sein. Aus Pondichery gebürtig, ist er der französischen Sprache vollkommen mächtig.

2) Ein Sirdar-Bärer, welcher meine Kleider und Wäsche in Ordnung hält; ihm sind daher, mit Ausnahme des einzigen zum Schreibzeug, alle meine Schlüssel übergeben worden, eine Verweigerung derselben würde sowohl für den Sirdar, als auch gegen den Hausherrn Beleidigung seyn. Der Sirdar-Bärer muß dafür sorgen, daß meine Zimmer in Ordnung sind, und dem Diener Nr. 3. helfen! Mein Sirdar ist ein Hindu, Namens Horreedbee (sprich Horribi), und mir der liebste unter Allen den vielen, mich auf ungewohnte Weise umgebenden Dienern.

3) Ein Bärer, welcher meine Kleider und Schuhe zu reinigen hat, mein Bett macht, mir, vereint mit Nr. 2, bei der Toilette hilft, und die Aufträge vollzieht, welche ich ihm ertheile. Er hat unter Allen am meisten zu thun.

4) Ein Seys, nebst Gig und Pferd. Der Seys oder Syce besorgt Pferd und Wagen, nimmt die Zügel, wenn man ein- oder absteigt, und ist ein Mittelding zwischen Kutscher und Stallbedienten. Er läuft beständig vor dem Buggy (Gig) her, um durch Schreien Platz zu machen; nur bei weiten Touren setzt er sich hinten

auf. Der Buggy, ein sehr zweckmäßiges Fuhrwerk, gleicht einem leichten französischen Cabriolet, das Verdeck kann, des Luftzuges halber, hinten geöffnet werden. Mein Pferd ist zwar ein altes, aber edles Thier, von ächt persischer Race; es ist nicht groß, trägt aber seinen Kopf stolz und feurig.

Trotz alles Widerstrebens, mußte ich die vorerwähnten vier Diener annehmen. Ausser diesen kommt noch der Doobee, (Wäscher, denn hier wird die Wäsche von Männern besorgt), der Maselchis (Lampenputzer), der Mehters (Auskehrer), und der Bheesky (Wasserträger), um sich nach meinen Befehlen zu erkundigen, und da man im Gig stets selbst fahren muß, was für mich als Fremden viel Unbequemes hat, so ist mir noch ein Palky (Palankin) mit vier Trägern zugetheilt, so daß ich für meine einzige Person acht regelmäßige Diener habe! —

Der Palankin, ein länglicher Kasten mit Seitenjalousien, welche zurückgeschoben werden können, und zugleich den Eingang bilden, ist inwendig mit Vorhängen und einigen Repositorien versehen, auf denen man Bücher, den Hut, und sonstige Kleinigkeiten ablegen kann; den Fußboden ziert eine Strohmatte und ein Kissen. Der Reisende wird liegend von vier Trägern, denen er seine Befehle durch ein Fenster zuruft, schnell und sicher getragen; wo keine Communicationen zu Wasser stattfinden, macht man auf diese Weise in Indien die größten Reisen, z. B. von Bombai nach Calcutta. Regelmäßig, wie in

Europa die Poststationen, findet man Relais, wo neue Träger (Coolies) die Beförderung übernehmen. — Gewöhnlich nimmt man deren zwölf, sie wechseln untereinander ab, so daß man also immer vier zur Bedienung hat, und acht neben den Trägern herlaufen. Für Europäer wäre das Letztere schon Anstrengung genug, für die Indianer ist es Ruhe und Erholung. In den Städten, wo der Palankin die Equipage vertritt, hat man natürlich, der kleinen Entfernung wegen, nur vier Träger. Die meinigen laufen beinahe immer Trab, und sind von früh neun Uhr bis Abends zehn Uhr im Dienste. Lasse ich mich nicht austragen, so sind sie abwechselnd in meinem Arbeitszimmer, wie eben jetzt, beschäftigt, den Punkah, welchen ich später beschreiben werde, zu ziehen. Gut und schnell bedient zu werden, ist in Indien nicht allein Luxus, sondern wird durch Rücksicht auf die Gesundheit geboten, und da der Hindu, nach den Geboten seiner Religion und seinem Kastenwesen, stets nur eine bestimmte Arbeit vollbringt, ihm also die europäische Vielseitigkeit sogar verboten ist, so braucht man nach der Sitte des Landes eine Menge Leute zur Bedienung.

Die Löhne sind im Ganzen sehr billig:

ein	Khitmugar kostet monatlich	8	Rupien
„	Sirdar Bärer	8	„
„	Bärer	6	„
„	Seys	5	„
vier	Palky, Träger nebst Palky	25	„

zusammen 52 Rupien, oder 5 Pfund 4 Schill. englisch. Gewöhnlich giebt man seinen Leuten Turbane und Schärpen von Farben, die man selbst wählt, denn dies steht ganz in dem Belieben des Herrn. Für Beköstigung und Kleider sorgen die Diener selbst, und können dies auch trotz der geringen Besoldung, da die Lebensbedürfnisse der Hindu sehr einfach, und die Preise der Nahrungsmittel unglaublich billig sind. Der gemeine Mann in Indien, sowohl der Hindu als der Muselmann, genießt nichts als Fisch und Reis, wovon ihm jede Mahlzeit einen Pice (etwa 1/4 Groschen) kostet. Wasser ist sein Getränk durch das Gebot der Religion und in Folge seiner Gewohnheit. Seine Bekleidung, aus baumwollnen, weißen Kleidern bestehend, bestreitet er im Jahr für ohngefähr 15 Schillinge (5 Thaler.) Strümpfe trägt er nie, die Pantoffeln sind wohlfeil und dauerhaft, seine Wohnung ist eine Lagerstätte vor der Thüre seines Khootewants (gnädigen Herrn), so daß also der Bedienten-Luxus weder so theuer, noch so lästig wie in Europa ist, wo sich oft ein Diener auf den andern verläßt, und der Herr für seine Eitelkeit viel Aerger und Ausgaben hat.

Des Morgens halb sechs Uhr, beim Anbruch des Tages in jetziger Jahreszeit, tritt Horreedee mit einem Salam, rajum, Saheb (Friede mit dir, stehe auf, Herr!) an mein Bett, und schlägt die Muskito-Gardinen zurück. An den Wänden entlang stehen die drei andern braunen Gesichter, mein Khitmugar, mein Bärer und mein Seys.

Während ich meine Pantoffeln und Padjamas (seidene indische, weite Morgenbeinkleider) anziehe, ertheile ich dem Khitmugar und Seys einige Befehle für den Tag; sie entfernen sich ehrfurchtsvoll. Horreedee bringt mir Zahnbürste und Zahnpulver, Ghura, der Bärer hält das silberne Waschbecken. Hierauf gehe ich in's Badezimmer. In einem großen, runden, mit kaltem Wasser gefüllten Behältnisse sitzend, lasse ich mich von Ghura mit Seife einreiben. — Horreedee trocknet mich mit baumwollnen Tüchern, reinigt die Nägel, und wäscht den Körper mit Rosenwasser. Nachdem dies vollendet, reicht er mir die Wäsche, Ghura aber hält Beinkleider und Rock in Bereitschaft. Um sechs Uhr reite oder gehe ich spazieren; Letzteres gehört in diesen Stunden zum guten Ton, denn der frühe Morgen ist die einzige Tageszeit, in welcher die beau monde sich nicht fahren oder tragen läßt. Die fashionabeln Damen und Herren versammeln sich früh sechs Uhr auf dem Maidan, um der Mode zu huldigen, und erweisen so, ohne die bestimmte Absicht zu haben, ihrer Gesundheit den größten Dienst.

Der Maidan, eine große, zwischen Fort William und dem Gouvernements-Palaste gelegene, mit schönen Alleen bepflanzte Wiese, vereinigt also zweimal des Tages, früh sechs Uhr, und Abends fünf Uhr die vornehme Welt von Calcutta zu einem Corso. — Elegante Equipagen und Reiter, sorgfältig gewählte Toiletten wetteifern mit denen von Hyde Park und Longchamp bis gegen acht

Uhr Morgens, wo man sich zum Frühstück umkleidet. Thee, Caffee, Reis, Fisch, Schinken, kalte Pastete u. s. w. werden nach englischer Sitte servirt; um ein Uhr wird der Lunch (indisch Tiffin), gewöhnlich ausser dem Hause, bei einem Freunde eingenommen, er besteht aus kalten Speisen, Wein, Ale u. s. w. Der Nachmittag vergeht in Geschäften, oder mit Besuchen, bis ich gegen fünf Uhr über den Maidan zu dem Landhause unseres wahrhaft glänzend eingerichteten Wirthes in einem eleganten Wagen zurückfahre; um sieben Uhr erscheinen wir im Speisesaal, und trennen uns erst zehn Uhr Abends, nachdem wir auf dem flachen Dache der Villa unsere Hukah's geraucht, wenn es der häufig wiederkehrende Choleranebel nicht verbietet. Gegen eilf Uhr zieht sich Jedermann auf sein Zimmer zurück. In dem meinigen erwarten mich Horreedee und Ghura, der Bärer. Während mir Letzterer bei dem Entkleiden hilft, macht ersterer vermittelst des Punkah's die Atmosphäre kühl, jagt die Muskitos, welche sich noch etwa in den Muskitonetzen meines Bettes befinden, heraus, und schliesst die Letzteren, so bald ich mich niedergelegt. Sey es, daß ich noch nicht das Lager suche, oder im Bette ruhend, über die neuen Erscheinungen nachsinne, welche hier täglich vor meine Augen treten, und meine geistigen Kräfte in der mannigfaltigsten Beziehung anregen, in beiden Fällen bewegt der Punkah sich unaufhörlich, um mir Kühlung zu verschaffen. Erst wenn ich eingeschlafen bin, entfernen

sich meine beiden Diener, vorsichtig und geräuschlos. Der Punkah, dieses im heißen Clima unerläßliche Meubel ist eine Art von großem Fächer, welcher, an der Decke des Zimmers mit seidenen Schnuren befestigt, die ganze Länge des Zimmers einnimmt, und auf sechs bis acht Fuß Höhe vom Boden entfernt herabhängt, so daß also das Ende des Punkah zwei bis drei Fuß hoch über dem Kopfe eines aufrecht stehenden Mannes schwebt. Die seidenen Schnuren bringen meinen großartigen Fächer in Bewegung, dessen Mittelstück, von chinesischem seidenen Zeuge, ein eleganter Goldrahmen umschließt. Die Punkahzieher, deren es in jedem gut eingerichteten Hause mehrere giebt, sind natürlich bei dem hiesigen Clima beinahe stets beschäftigt, mag man arbeiten oder ruhen, denn die drückende Luft ist besonders für den Fremden ungemein ermüdend; wie man also in Europa's mittleren und nördlichen Ländern jeden Luftzug flieht, ebenso gehört dessen Herbeiführung und Erhaltung in Indien zur Gesundheit. Erkältungen kommen wenig vor, da die Temperatur selten rasch wechselt. In der Ausstattung der Punkah's findet großer Luxus statt, sie sind eine Zierde und Nothwendigkeit zugleich; der meinige gehört unstreitig zu den schönern, doch möchte ich ihn nicht entbehren, wenn er auch noch so einfach wäre, denn mit seiner Kühlung erfrischt sich mein Geist, und in seinen Schwingungen liegt ein besonderer Genuß, dem Eindrucke ähnlich, welchen die feinen Rauchwolken der Pfeife oder Cigarre ausüben, wenn man, ihnen

mechanisch mit den Augen folgend, die Kreise der Ueberlegung, der innern Beschauung fester und näher um sich zieht. So wenig es vielleicht der Beschreibung gelingen mag, ein Nachgefühl des Punkah zu geben, ebenso wenig kennt man hinreichend in Europa den indischen Genuß, nicht allein Wein und Wasser, sondern auch Wildpret, Fische u. s. w. mit Eis anzufrischen.

Die Einfuhr des Eises aus den Vereinigten Staaten ist eine Wohlthat für Calcutta, und bei dem mäßigen Preise desselben ist beinahe Jedermann im Stande, diese Erquickung sich zu bereiten. Ein unternehmender Amerikaner, Herr Tudor aus Boston, war der erste, welcher diesen Industriezweig nicht allein zu seinem, sondern zum allgemeinen Nutzen ausbildete. Als Herr Tudor sah, daß beinahe alle Schiffe, welche aus den Vereinigten Staaten nach Calcutta kamen, nur mit Ballast geladen waren, weil Nordamerika fast mit keiner Waare hier vortheilhafte Geschäfte macht, und die Schiffe nur hierher gehen, um indische Producte als Rückfracht einzunehmen, kam er auf die glückliche Idee, die leeren Schiffsräume zu benutzen, indem er sie mit Eis füllen ließ. Ich war an Bord eines solchen Schiffes, um mich zu unterrichten, wie das Eis geladen sey. Zuerst war der Boden des Kielraumes mit zolldicken Bretern, und darüber mit einer fußdicken Lage von ganz trockner Baumrinde, als Nichtleiter, belegt. Diese Rindenschicht war wiederum mit Bretern bedeckt. Ebenso waren die Seitenwände des

Schiffes eingerichtet. Auf diesen doppelten Unterlagen wird das Eis in großen Stücken von Nordamerika nach Calcutta gebracht; der Verlust an Schmelzung beträgt trotz einer viermonatlichen Reise nur ohngefähr 20 Procent, was bei dieser heißen Zone ein nur geringer Abgang ist. Da die Schiffe, welche von den Vereinigten Staaten nach Calcutta kommen, meistentheils sehr groß sind, so hat oft eines 500 bis 600 Tonnen Eis (die Tonne zu 2200 Pfund) an Bord, und wenn gleich die Fracht sehr niedrig ist, gewöhnlich 2½ à 3 Piaster für die Tonne, so ist dieser Gewinn doch noch bei weitem jedem andern Ballast vorzuziehen.

Herr Tudor hat ein schönes Eishaus errichten lassen, in welches das Eis unmittelbar von den Schiffen durch hunderte von Arbeitern, so zu sagen im Galopp gebracht wird, um dem größern Schmelzverluste möglichst zu entgehen. In diesem Etablissement kann man das Eis pfundweise kaufen, oder sich ein gewisses Quantum täglich in's Haus bestellen, auch kann man, gegen eine ganz geringe Vergütung, Fische, Fleisch, u. s. w. zur Aufbewahrung daselbst abgeben. — Bei Tafel wird daher alles, wobei es auf Frische und Kühlung ankömmt, umgeben von Eis servirt.

Die Art der Aufwartung bei Tisch, und die Unzahl der Diener war mir besonders auffallend, und verdient wirklich erwähnt zu werden. Der Khansamah hat die Oberaufsicht über den Tafeldienst, er ist dafür verant-

wortlich, daß Speisen und Getränke gut, und nach den bestehenden Regeln aufgetragen werden. Der Buttler hat über die Getränke, der Sirdar-Barbachy über die Speisen speciell zu wachen. Für die erstere Charge haben die strengreligiösen Hindu's, da sie keinen Wein trinken, den englischen Namen beibehalten. Ausser diesen Leuten, welche für das Ganze der Gesellschaft beschäftigt sind, hat jeder an der Tafel Sitzende wenigstens einen Khitmugar, wie ich z. B.; Viele haben deren aber zwei bis drei; denn nach der ostindischen Sitte darf nur der eigene Diener seinem Herrn Speisen und Getränke reichen. Bin ich, wie vor einigen Tagen, bei einem Radja oder Deputy-governor eingeladen, so schicke ich meinen Khitmugar Abdull ein Viertel vor sieben Uhr in die Behausung meines Wirthes, ein Gebrauch, der uns Europäern auf der einen Seite vornehm, auf der andern nicht ganz artig gegen den Einladenden erscheinen mag, aber den großen Vorzug hat, daß man stets auf das Sorgsamste bedient wird, da unter den Khitmugars ein Wetteifern eintritt, die Befehle ihrer Herren zu erlauschen. Sobald man bei Tische Platz genommen, stellt sich der Khitmugar hinter seinen Herrn, und bedient ihn, unbekümmert um die Nachbarn desselben, ausschließlich. Wehe dem Fremden, welcher, mit der Sitte des Landes unbekannt, bei einem Diner keinen Khitmugar mitbringt! Er kann bei wohlbesetzter Tafel hungern, und muß warten, bis sich ein anderer Gast über ihn erbarmt, und seinem Diener befiehlt, den

Neuling zu versorgen! Nur die Damen bedürfen keines Khitmugars, da es angenommen ist, daß ihr Nachbar die Honneurs macht. Das Benehmen und die Sitten der vornehmen Hindu bei Tische sind ein Gemisch englischer und indischer Formen und Gebräuche. Bei einem Diner erscheinen die Diener in Gallalivrée, die Gäste tragen den modischen Tuchfrack, und folgen den englischen Gebräuchen in Haltung und Sprache. Sobald sich aber die Damen entfernt haben, proponirt der Hausherr, es sich bequemer zu machen. Sofort wird dem Sirdar-Bärer jeden Gastes der Eintritt befohlen, und Alle vertauschen den warmen Tuchfrack sans gêne gegen die leichte indische Jacke; wer die Hukah (deren Rohr durch kaltes Wasser geht) zu rauchen pflegt, läßt sich dieselbe von seinem Hukahträger bringen, welcher kein anderes Geschäft hat, als für die Pfeife und den Tabak seines Gebieters zu sorgen; der Tabak besteht aus Rosenblättern, Candis, Gewürz, und zuweilen auch Opium. Will man sich also in Gesellschaft ganz nach der Etiquette bewegen, so muß man ausser dem Khitmugar auch noch einen Sirdar-Bärer, und den Hukahträger, Hukabedar, mitbringen, da, wie bereits erwähnt, jeder Hindudiener nur ein bestimmtes Geschäft hat. Dem Rauchen der Hukah kann ich keinen Geschmack abgewinnen, ich ziehe die Cigarre bei weitem vor, sie erfordert weniger Umstände und ist kräftiger. Die Hindu halten aber sehr viel vom Hukahrauchen und treiben in ihren Pfeifen großen Luxus; ein Gentleman kann unter

3—400 Rupien keine Hukah kaufen: ich sah eine mit Diamanten, Perlen und Smaragden gezierte, deren Werth auf 5000 Pfd. Sterlinge (50,000 Rupien) geschätzt wird. Als Familienstück ist sie in dem Stamme eines indischen Fürsten erblich.

Ausser den Hukah's bedient man sich noch einer anderen Art kürzerer Pfeifen, Chillum genannt, welche wenigstens leichter zu handhaben sind, als die Hukah, deren Rohr oft sechs bis acht Fuß mißt.

Vor einigen Tagen wurde ich einem der reichsten Braminen vorgestellt. Er besitzt den Fürstenrang, und hat große Besitzungen in allen Theilen Bengalens. Indigo-, Reis- und Zucker-Plantagen, Palläste, Landhäuser und kaufmännische Etablissements vereinigen sich, sein colossales Vermögen zu bilden, indem sie ihm dadurch zugleich Gelegenheit geben, seine hohen persönlichen Eigenschaften, ebenso wie den Edelmuth seiner Denkungsweise geltend zu machen. Von allen Seiten habe ich so viel Rühmliches über seinen Charakter, so Ausserordentliches von der Einrichtung eines ihm gehörenden, prachtvollen Landsitzes gehört, daß ich mit Ungeduld der mir schon vorläufig angemeldeten Einladung zu einem großen Feste entgegensehe.

Der leider zu früh in England verstorbene, berühmte Indianer Rammohun Roy hat einen wesentlichen Einfluß auf die religiösen Ansichten mehrerer Hindu's aus der höchsten Kaste der Braminen ausgeübt, sie haben den

Götzendienst ganz verlassen, und wenn auch nicht der Taufe nach Christen, huldigen sie unseren christlichen Lehren nicht allein in ihrem Herzen, sondern auch äusserlich in vieler Hinsicht. Die Ansichten dieser aufgeklärten Männer haben bereits den wohlthätigsten Einfluß auf die socialen und religiösen Verhältnisse vieler indischen Familien geäußert; denn nicht allein, daß durch sie wissenschaftliche Bildungsanstalten errichtet worden sind, in welchem ihre Religion rein, ohne Aberglauben und Götzendienst, gelehrt wird, so hat Rammohun Roy, in Verbindung mit einem der vornehmsten Braminen, durch eine Eingabe bei der englisch-indischen Regierung auf die Abschaffung der Sattis (des Verbrennens der Wittwen) im ganzen brittischen Indien angetragen. Durch diese ebenso aufgeklärte als humane Maßregel, die von der Regierung genehmigt wurde, nachdem die Eingabe die verlangte Anzahl Unterschriften erhalten, tausenden jener unglücklichen Geschöpfe das Leben gerettet, welche früher dem Irrwahn und dem Fanatismus der Priester zum Opfer fielen. Allerdings hat dieses Bündniß aufgeklärter Familien unter den Priestern große Anfeindungen gefunden, ja sie haben sogar einzelne Mitglieder desselben in den Bann gethan, und aus der Kaste der Braminen gestoßen, indessen stehen jene Männer zu hoch in der Achtung der Regierung und in der aller Aufgeklärten, als daß die ohnmächtigen Bannstrahlen der bigotten Söhne Brahma's im Stande wären, die religiöse und geistige Richtung zu

hemmen, welche zum Glück der Nation immer festern Fuß in den höhern Classen faßt, und nach und nach auf alle übergehen wird.

Auch mein vornehmer Wirth scheut sich nicht, Wein zu trinken, und das geheiligte Fleisch der Kuh, so wie das unreine des Schweines zu genießen. Mehrere junge Hindu's sind von vornehmen Familien nach England gesandt, um Arzneikunde, Mechanik u. s. w. zu studiren; sie werden nicht allein unschätzbare Kenntnisse, sondern auch das Licht geistiger Aufklärung in die Heimath bringen und verbreiten; sie werden die letzte Kraft des Aberglaubens brechen, wenn die Macht der Ueberzeugung an die Stelle der Furcht tritt.

Den Sohn des um Indiens Wohl hochverdienten Rammohun Roy, einen liebenswürdigen, aufgeweckten Knaben mit geistreichen Zügen, habe ich kennen gelernt; seine Erziehung soll in Europa vollendet werden, wie dies bei mehreren Söhne der ersten und angesehensten Personen des Landes der Fall ist.

Die Hindufamilie, in welcher ich lebe, deren Eintracht und häusliches Glück mich täglich erfreut, und, ich stehe nicht an, es zu sagen, mich sehr für die hiesigen Sitten und den sittlichen Werth der Menschen dieses Landes einnimmt, gehört zu der vornehmsten Kaste; die einzelnen Mitglieder, welche ich kennen lernte, sind junge, lebensfrohe und wohlunterrichtete Männer, im Umgange zuvorkommend, von Herzen gutmüthig, dabei klug und scharf-

sinnig: Eigenschaften des Charakters, welche sich selten vereinigen, da das Herz nur zu oft vom Verstande unterdrückt wird, wo es das eigene Interesse gilt. —

Die weiblichen Bewohner des Hauses habe ich bis jetzt leider nur von Ferne erblickt, und zwar wenn sie im Garten, welcher sich der Zananah anschließt, lustwandeln. Die Zananah, welche ich von meinen Zimmern übersehen kann, ist derjenige Theil des Pallastes, wo die Damen abgesondert wohnen; nur die allernächsten männlichen Anverwandten dürfen dieses Heiligthum betreten. In dieser Sitte sind die Hindu eben so streng, als die Türken, — nie sieht man indische Damen von Rang in Männergesellschaft! Erst kürzlich sprach ich mit einem aufgeklärten Hindu über diese lächerliche Sitte, welche, weit entfernt, die Tugend der Frauen zu bewahren, sie in geselliger Beziehung zurücksetzt, ihnen einen isolirten, niedern Standpunkt anweist; — mein indischer Freund war zu einsichtsvoll, um mir Unrecht geben zu können, meinte aber, daß jetzt noch wichtigere Reformen vorzunehmen wären, als diese, und daß man ihre Umbildung der Zeit überlassen müsse. Bis jetzt haben die Damen sich nicht entschließen können, von der alten, strengen Sitte abzugehen, nicht sowohl aus Vorurtheil, sondern weil sie die Meinung der Welt fürchten; doch hoffe ich bis zu meiner Abreise so glücklich zu seyn, den Damen des Hauses vorgestellt zu werden. —

Am siebenten Januar erhielt ich die erwartete Ein-

ladung von dem bereits erwähnten indischen Großen. Das glänzende Fest fand in seinem sogenannten Gartenhaus statt, wo der Besitzer zwei Tage der Woche Gäste zu empfangen pflegt. Die Villa, ohngefähr eine deutsche Meile von Calcutta entfernt, ist der reizendste Landsitz, den ich je gesehen, sie übertrifft alle Parks und Country Seats Englands, alle Villen Italiens. Es gilt dies sowohl von dem Reichthum der Natur, als von den Schätzen der Kunst, welche aus allen Weltgegenden daselbst gesammelt und aufgestellt sind. — Der Park, ohngefähr zwei Stunden im Umfange, ist theils im englischen, theils im indischen Geschmack angelegt. Rauschende Bäche, sogar ein kleiner See, beleben die üppige Landschaft, Gehölze von Banianenbäumen, Cocos- und Areca-Palmen wechseln mit schön gehaltenen Rasenplätzen. Die auserwähltesten europäischen Gewächse und Gesträuche, herrliche Blumenbeete, einsame, kühle Sitze unter den seltensten Bäumen der hiesigen Zone, belebte Fernsichten, bunte Vögel aller Art in den mächtigen Zweigen fesseln bei jedem Schritte den bezauberten Wanderer, jede Wendung des Weges öffnet ihm ein neues Panorama, bald einen ernsten Banianenhain, bald die kunstvolle Regellosigkeit eines englischen Gartens, oder die gigantischen Gruppen der tropischen Vegetation. Ein Theil des Parkes ist in eine Art von Menagerie umgewandelt, die mich unwillkührlich an die Pfaueninsel bei Potsdam erinnerte! Der Pallast, denn ein solcher ist das Wohnhaus, überbietet

alle Paläste an Pracht, welche ich in Calcutta bis jetzt sah. Man glaubt in einem Feensitze zu seyn; Gold, Marmor, die kostbarsten seidenen Stoffe schmücken die Wände der Empfangszimmer, marmorne Fußböden, theilweise mit feinen indischen Matten belegt, geben Kühle. Ein Bibliotheksaal, auserwählte Gemälde berühmter Meister aller Schulen, Statuen und Büsten, kostbare Meubles vereinigen sich in diesen Räumen, um ebenso den Geschmack des hochgestellten Besitzers, als seinen Reichthum und seine Vorliebe für Wissenschaft und Kunst zu beurkunden. Alljährlich verwendet derselbe ungeheure Summen, um diesen Landsitz mit den Schätzen aller Zonen zu schmücken. Doch läßt der Zauber von Indiens unnachahmlicher Natur sich durch kein Werk der Kunst und kein Erzeugniß anderer Welttheile überbieten.

Des Abends um sieben Uhr wurde das Diner servirt, nach demselben war unser Wirth so gütig, mich und noch zwei Fremde aufzufordern, noch den nächsten Tag, wo er eine größere Gesellschaft erwartete, auf der Villa zu bleiben. Um ein Uhr des andern Tages war großer Empfang, nach demselben blieben sich die Gäste überlassen; die Bibliothek und ein Billardsaal, Kartenspieltische, der Park zur Promenade, mehrere Elephanten zum Spazierenreiten, bildeten die Unterhaltung bis zum Diner, welches an Pracht Alles überbot. — Goldne und silberne Service jeder Façon, und ein Schwarm von wenigstens siebzig Dienern blendeten das Auge des erstaunten

Europäers! Jetzt schienen mir die Mährchen von tausend und eine Nacht sich zu verwirklichen!

Noch glaubte ich zu träumen, als ich am nächsten Morgen in meinem Zimmer erwachte, allein die zehn sogenannten Privat-Seapoys, welche unser Wirth als eine ächt asiatische Leibwache unterhielt, erinnerten mich, daß ich in der Wirklichkeit lebte, denn mit Schild, Säbel, Dolch und Spieß bewaffnet, patrouillirten sie ernst und gemessen vor den Thüren des Palastes.

Da wir erst gegen eilf Uhr nach Calcutta zurückfahren wollten, so erbat ich mir die Begleitung eines dieser Seapoys, um auf einem Elephanten einen Spazierritt in die umliegenden Thäler zu machen. Die Neuheit der Umgebung und das ungewohnte Vergnügen ließen mich die drückende Hitze vergessen (über dreißig Grad Reaumur); kaum war ich aber zurück, als ich mich so unwohl fühlte, daß ich nicht mit zur Stadt fahren konnte, heftiges Erbrechen und Kopfweh hielten mich bis gegen Abend zurück, wo ich diesen Zauberpalast mit dankbarer Erinnerung verließ.

Meine Empfehlungsschreiben habe ich nun alle abgegeben; mehrere interessante Bekanntschaften sind mir zu Theil geworden, unterrichtete Männer haben mir diejenigen Verhältnisse geschildert, welche ein Fremder bei dem ersten Blick nicht durchdringen kann; manche mitgebrachte Notiz vermag ich jetzt zu prüfen, zu berichtigen, und stehe

nicht länger an, einige Bemerkungen über Indien im Allgemeinen niederzuschreiben.

Vorder-Indien ist bekanntlich eine etwa 60,000 Q.-Meilen große Halbinsel, im Osten und Norden gebirgig, sonst aber flach, mit fettem, theilweise morastigen Boden, beinahe überall fruchtbar, und trefflich angebaut. Der Sind, der Ganges, (auch die Ganga genannt), Krischna, (oder Kistnah, gleich dem Ganges ein heiliger Strom), Godavery und andere schöne, große Flüsse durchströmen das Land.

Da der Ganges ein classischer, dem Hindu heiliger Fluß ist, so gönne ich ihm einen besondern Platz in dieser Schilderung; meine Nachrichten erhielt ich von einem ebenso unterrichteten, als gefälligen Hindu, und glaube sie verbürgen zu können. Die Stromlänge des Ganges beträgt ohngefähr 1200 englische Meilen, er entspringt auf den nördlichsten Höhen des Himalaya und bildet sich aus zwei Armen, deren rechter den Namen Baghirathi führt. Bei der Quelle desselben, auf einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß, ist die erste Pagode, das Sanctum Sanctorum der Hindus, neben dem heiligsten aller Badeörter Ostindiens, Gangotri, erbaut worden. Der Ganges vergrößert sich durch die Aufnahme vieler kleineren Flüsse zu einem, drei deutschen Meilen breiten Strome, welcher sich ohngefähr siebzig deutsche Meilen vor seiner Mündung in den Golf von Bengalen in unzählige Arme theilt. Der heilige Hauptarm, an welchem Calcutta liegt, heißt

der Hoogly, die übrigen Arme behalten den Namen Ganges bei, und bilden unzählige Inseln, bevor sie sich in das Meer ergießen; diese Inseln in der Nähe der Mündungen nennt man die Sunderbunds. — Das Wasser des Ganges ist heilig, und wird deßhalb nach allen Theilen Indiens versandt. Hunderttausende von Hindus wallen zum heiligen Flusse, um sich darin zu baden, ja viele ertränken sich darin, um heilig zu sterben! Sie werden die Beute der zahllosen Crocodile, welche den Ganges bewohnen. Wider mein Erwarten fand ich in dem Ganges einen schmuzigen und trüben Strom. Der indischen Mythe zufolge war derselbe aber einst klar und hell; nur die in ihm abgewaschenen Sünden der Menschheit haben ihn so unrein und trübe gemacht, als er jetzt ist. —

Eine merkwürdige Naturerscheinung Indiens sind die unter dem Namen Mousoons bekannten Winde, welche während unserer europäischen Sommermonate regelmäßig von Südwest, in den Wintermonaten aber von Nordost wehen. Erstere arten oft in Orkane aus, daher sind die S.W.-Mousoons die gefährlichsten, die N.O.-Mousoons die günstigsten für die Schifffarth.

Das Klima in den Bergen gleicht den südeuropäischen, dasjenige in den Ebenen ist heiß, so furchtbar heiß, daß wir Europäer es kaum ertragen können. Obgleich es seit Menschengedenken eine Ausnahme ist, daß, wie jetzt im Monat Januar, in Calcutta die Hitze eben so groß ist,

wie in den Sommermonaten, so tritt doch gewöhnlich im Winter nach Sonnenuntergang jener rasche Temperaturwechsel ein, welcher sehr auffällt, und zu wärmern Kleidern am Abend nöthigt; in diesem Jahre ist die Hitze gleichmäßiger, und alle Europäer empfinden dies doppelt. Man kann annehmen, daß, ausser in den Gebirgsgegenden, das Clima den Fremden ungünstig ist, Cholera, Leberkrankheiten, Fieber und andere Krankheiten dieser Art herrschen mehr oder minder in jeder Jahreszeit. Gegenwärtig ist die Sterblichkeit sehr bedeutend, und die Europäer werden in Menge hinweggerafft, eigentliche Präservative giebt es nicht, man muß sich also dem Schicksal ruhig anvertrauen.

Der Boden Indiens ist ungemein ergiebig. Reis wird in ungeheurer Menge erbaut, da diese Getreideart für den Hindu das ist, was die Kartoffeln für den Europäer sind. Der Reis ist beinahe das einzige Nahrungsmittel sowohl der ärmern, als der reichen Classe; neben ihm genießen die Hindu beinahe nur Fische; die meisten Fleischarten sind ihnen durch die Satzungen ihrer Religion verboten. — Seitdem die Europäer sich hier festgesetzt haben, werden auch sehr viele und gute Kartoffeln, so wie Weizen, Mais und Flachs gebaut, ausserdem erzeugt das Land Indigo, Ingwer, Pfeffer, Safran, Zucker, Mohn zu dem Opium, Baumwolle, Betel- und Areca-Nüsse, Südfrüchte und den größten Theil der europäischen Obstarten. Eine Menge ebenso schöner als nützlicher

Bäume, der Teekbaum (unübertroffen für den Schiffsbau), die Cocos-Areca, Betel-, Sago- und Dattel-Palme, Mangoebäume, Banianenbäume, Eben- und Sandel-Holz, und endlich das Bambusrohr, nächst dem Reis das wichtigste Bedürfniß der Hindus, — umgeben die Bewohner mit einem seltnen Reichthum von Naturproducten. Das Bambusrohr wird sowohl zum Bau der Häuser als der Schiffe verwendet, und zu allerlei Geräthschaften, Meubles u. s. w. auf das Geschickteste und Geschmackvollste benutzt. Der arme Hindu wäre ohne das Bambusrohr obdachlos, da sich kein anderes Holz so leicht fügt und so dauerhaft ist, wie dieses unentbehrliche Material.

Zu den Hausthieren gehört das geheiligte Rind, der Buckelochse, der Büffel, — beide werden zum Tragen und Ziehen benutzt, das Pferd, das Schaaf, die Ziege, der Esel, das Kameel, Letzteres nur im Westen Indiens, so wie der gezähmte Elephant, — Hühner, Enten, Gänse u. s. w., giebt es in zahlloser Menge.

Bei der Beschaffenheit des Landes ist es kein Wunder, wenn man, besonders in den Sunderbunds, eine große Anzahl Königstiger, Löwen, Leoparden, und alle zum Katzengeschlecht gehörenden wilden Thiere findet. Ebenso trifft man Bären, mehr gefürchtet wie Tiger, Wölfe, Hyänen, Schakals, wilde Büffel, Elephanten, Schweine, Rhinocerosse, Antilopen und Hirsche; Schlangen, Scorpione, Crocodile und eine Menge andere gefährliche Rep-

tilien sind nur leider zu häufig. Affen, Eichhörnchen und prachtvoll gefiederte Vögel bewohnen die Zweige der Bäume, eine Art Habicht und der Sekretär (ein mit Storchbeinen begabter Geier) finden sich in jeder Stadt Indiens, ihre Tödtung ist bei Strafe verboten, denn sie säubern die Straßen, und sind namentlich erklärte Feinde der Schlangen und Scorpione; — da man ihnen nichts zu Leide thut, so kommen sie zutraulich in die Häuser. Das Mineralreich, in so weit es Salze, Salpeter, Schwefel und Edelsteine umfaßt, ist ebenfalls sehr reich.

Die Einwohnerzahl des brittischen Vorder-Indiens nebst den Schutzstaaten mag sich jetzt auf etwa 140 Millionen Menschen belaufen. 115 Millionen davon sind Hindus, die übrigen Mongolen, Afghanen, Parsen, Araber, Armenier, Juden, und neben andern Europäern Engländer.

Die Hindus sind schlank von Gestalt, mit zarten, wohlproportionirten Gliedern; ihre Farbe ist mehr oder minder bräunlich, und geht in den höhern Classen in das Colorit der Italiener und Andalusier über, bei den niedrigsten Kasten hingegen in das Schwarze der Neger. Ihre Gesichtszüge sind ausdrucksvoll und edel, das Auge und schlichte Haar erglänzen im dunkeln Schwarz. Der allgemeine Charakterzug der Hindus ist Sanftmuth und Geduld, doch suchen sie den Fremden zu überlisten, wo sie können, was ihnen bei angeborner Schlauheit und Ausdauer oft gelingt. Ihre Mässigkeit ist exemplarisch,

ihre einfache, aller Ausschweifung fremde Lebensweise lobenswerth. — Die Vielweiberei ist den Hindus gestattet, da aber in den heiligen Büchern (den Wedas) geschrieben steht, „es ist besser mit zwei Tigern, als mit zwei Frauen unter einem Dache zu wohnen" — so findet man selten Männer, welche mehr als eine Frau haben.

Die herrschende Religion ist die des Brahma, deren Basis eine Dreieinigkeitslehre bildet, welche durch die Emanationstheorie und die Personification einer Unzahl untergeordneter Wesen in förmlichen Polytheismus ausartete. Unter den Secten ist die hervorragendste der Buddhaismus, welcher reinere religiöse Ideen und freiere Ansichten über das Kastenwesen begünstigt. Die heiligen Bücher der Hindu, die vier Wedas, lehren einen reinen, sittlichen Lebenswandel, Verehrung der Götter durch Fasten, Selbstpeinigung, Almosen, Abwaschungen und Enthaltung von Fleischspeisen; Priesterwahn hat Kinder- und Selbstmord, sowie das Verbrennen der Wittwen hinzugefügt. Der Kindermord ist durch das englische Gesetz verboten worden; über das Verbrennen der Wittwen habe ich bereits gesprochen, der Selbstmord aus religiösem Wahn kommt aber leider noch häufig vor. Die monotheistische Lehre der Hindu findet sich ausser in den Wedas, in vielen andern religiösen Urkunden und Commentaren, der höchste Gedanke und Inbegriff e i n e s einzigen Urhebers, welcher alle Kräfte des Geisterreiches und der Natur beherrscht, ist Brahma, der Große, die spätere Ausbildung

der Naturverehrung hat in Braman, dem Schöpfer, in Chiwa (Siwa), dem schlimmen Herrscher, der zerstörenden Kraft, und in Wischnu, dem Durchdringer, dem milden Gott, dem Erhalter, die indische Trinitätslehre ausgebildet. Die vereinte Darstellung dieser drei Götter in Einem, ist Trimurti, der Dreihäuptige. Alle Hindu spalten sich in Wischnuiten und Siwaiten, weil nur die beiden letzten Potenzen der Trimurti Tempel und Verehrung haben. Ausser den drei Frauen des Brahma, Chiwa und Wischnu werden eine Menge Untergottheiten, meistens Personificationen physischer Gegenstände, als Feuer, Himmel, Wasser und Mond verehrt, dann folgen die Dämonen, ein Heer guter und böser Geister. — Die Ueberfüllung mit dämonischen Gewalten ist zum Theil Folge der Annahme von Metempsychosen, Folge des Glaubens, daß die gefallenen Geister in der Körperwelt eingeschlossen sind, und in steten Uebergängen sich reinigen. — In der durch die Wedas vorgeschriebenen Verehrung der Urkraft ist also zunächst der Monotheismus, der Glaube an e i n höchstes Wesen, an e i n e n unendlichen Urheber begründet, die Dreieinigkeitslehre entwickelte sich erst später und ist nun wieder in Secten und Vielgötterei ausgeartet.

Der Buddhaismus stellt den Wischnu in seiner neunten Verkörperung dar; — seine Haupttendenz geht dahin, dem Wischnuismus eine mehr menschenfreundliche, für das Leben allgemein anwendbare Richtung zu geben, und sein Einfluß wird im Ganzen genommen für wohlthätig

angesehen. Der Wischnuismus ist in Vorderindien am meisten verbreitet, und hat unter den indischen Gottesgelehrten und Schriftstellern zahlreiche Anhänger.

Die statistisch-geographischen Notizen meines indischen Freundes werden, ich fürchte es, dem Leser nicht ausführlich genug erscheinen, allein es ist nicht meine Aufgabe, sie durch fremde Werke zu vergrößern; ich gebe die Eindrücke und Anschauungen wieder, wie sie empfangen wurden, das Interessanteste davon auszuwählen, es dem Leser in gefälliger Form vorzulegen, dies war der Gesichtspunkt, welcher mich bei dem Niederschreiben meiner Bemerkungen leitete, eine Vergleichung derselben mit denen anderer Reisender aus der Neuzeit wird mir erst bei meiner Rückkehr nach Europa möglich seyn.

Künste und Wissenschaften sind dem Hindu nicht fremd, schon vor der Ankunft der Europäer standen Astronomie, Mathematik und Dichtkunst auf einer hohen Stufe, die Philosophie und Geschichte haben in neuern Zeiten eine Ausbildung erfahren, welche früher mangelte, auch die Baukunst und Sculptur wird nicht vernachlässigt, so daß sich in dieser Beziehung Englands Einfluß sichtbar wohlthätig zeigt. Besonders bemerkenswerth ist das dem Hindu angeborne Talent für mechanische Fertigkeit; seine gewebten Zeuge, seine Arbeiten in Metall, Edelsteinen und Elfenbein können ohne Scheu mit den besten Europas wetteifern. — Das Merkwürdigste an diesem Volke ist aber ohne Zweifel seine Eintheilung in streng geschiedne

Kasten, aus denen ein freiwilliges Heraustreten nicht möglich ist, wenn man seine Religion nicht wechseln oder verläugnen will. Es giebt vier Hauptkasten, welche wieder in mehr als achtzig Unterabtheilungen zerfallen, die Rangfolge der Erstgenannten ist die nachstehende.

1) Die Brahminen, aus Brahmas Haupt entsprossen; zu ihr gehören die Priester, die Gelehrten und die vornehmsten der Beamteten. Als die Angesehensten des Landes stehen sie in großem Ansehen, genießen mancherlei Vorrechte, und zeichnen sich durch äussern Schmuck aus. Doch sind sie auch vielen Beschränkungen unterworfen. Fleisch und Wein sind ihnen streng verboten.

2) Die Chattries, aus Brahmas Schultern stammend, die Kriegerkaste, der die Fürsten meist angehörten. Die Stämme der Mahratten und Radjputen scheinen Zweige dieser Kaste zu sein.

3) Die Waistas, aus Brahmas Bauch geboren; dies sind die Kaufleute, und die Landbebauer. Diese drei edeln Kasten sind zur Kenntniß der heiligen Bücher verpflichtet, und dürfen durch Heirathen sich wechselseitig verbinden.

4) Die Subbers oder Sudras, aus Brahmas Füßen entsprossen. Künstler, Handwerker, Fischer, Tagelöhner u. s. w. bilden diese Kaste. —

Die Brahminen sind die besondern Pfleger der Wissenschaften und der Religion, Viele treiben auch Handel, ohne daß dies ihrer Würde zu nahe tritt.

Ein Stamm existirt noch, welcher jedoch von den obengenannten Kasten als Auswurf betrachtet wird, es ist derjenige der Parias, angeblich aus einem unnennbaren Theile Brahmas herrührend; man duldet sie weder in Städten, noch in Dörfern, und vor Einführung der englischen Gesetze ward ihre Tödtung der eines Hundes gleich geachtet. —

Da die Parias an keine strengen Religionsvorschriften gebunden sind, und sich als arbeitsame, treue, furchtlose Menschen auszeichnen, so haben die Europäer, zum Gräuel der übrigen vier Hauptkasten, angefangen, sie in Dienst zu nehmen. Ohne eine gewaltsame Umwälzung werden diese Unglücklichen wohl nie dem Fluche entgehen, welcher unverschuldet auf ihnen lastet!

Jede Kaste, und jede Unterabtheilung haben gewisse Kennzeichen, welche bei der großen Anzahl der letzteren ein wahres Studium erfordern; der Brahmine trägt eine weiße, aus sieben Baumwollenfäden gedrehte und mit einundzwanzig Knoten versehene Schnur, welche ebenso geachtet wird, wie Stern und Ordensband in Europa.

Die Secte, welche im äussern Ansehen, jedoch mit Beibehaltung des Eigenthümlichen ihrer Religion, am meisten mit den Hindu verschmolz, ist diejenige der Muhamedaner. Schon im zwölften Jahrhundert begannen muhamedanische Fürsten Nordasiens Eroberungszüge nach Indien, Tamerlan im Jahre 1398, und Sultan Babehr, Stifter des Reiches des Großmoguls, im Jahre 1525;

die Abkömmlinge dieser Mongolen sind kaum von den Hindu zu unterscheiden, und gelten für intolerant gegen andere Glaubensgenossen; ihre Anzahl schätzt man auf wenigstens funfzehn Millionen. —

Ein anderer Volksstamm, zwar bei weitem geringer an Zahl, aber schon jetzt bedeutender in Bezug auf Bildung und Intelligenz, als die Muhamedaner, sind die sogenannten Portugiesen; eigentlich Nachkommen der sonstigen Herren Indiens, mit den Töchtern des Landes erzeugt, haben sie nicht allein die europäische Kleidung, sondern auch die europäische Gesichtsbildung, trotz alles Kreuzens der Racen beibehalten. Ihre Religion ist die streng katholische, ihre Sprache ein verdorbenes Portugiesisch. Vermöge ihrer europäischen Verwandtschaft halten sie sich für höher stehend, als die Hindu, und im Allgemeinen kann man auch annehmen, daß sie letztere an Bildung übertreffen. Mehrere der angesehensten Kaufleute, viele geschickte Aerzte und Advokaten sind sogenannte Portugiesen.

Die Anzahl der im brittischen Indien lebenden Engländer schätzt man auf 150,000, ausserdem rechnet man noch etwa 20,000 andere Europäer, und eben so viele zum Christenthume übergegangene Hindu. In Deccan allein leben ohngefähr 15,000 Familien syrischer Christen. Die Juden, 70—80000 an der Zahl, sind, ausser in Cochin, im ganzen Reiche zerstreut; wo sie keinen Grundbesitz haben, leben sie vom Klein- und Zwischenhandel.

Die Lebensweise der Hindu und der Muhamedaner ist, wie bereits erwähnt, sehr einfach; die Kleidung der niedern Classe bestehet oft nur aus einem um die Hüften gewundenen, groben Baumwollentuch. Die Vornehmen hingegen verschwenden große Summen für Gold, Silber, Edelsteine und kostbare Shawls, ihre Tracht ist geschmackvoll und imposant; ich sah einen Shawl, welcher 25,000 Rupien gekostet haben soll.

Der Sanscrit, die geheiligte, an Sylbenwurzeln reiche Ursprache der Hindu, das Pali, eine alte, gemilderte Mundart desselben, worin die heiligen Bücher der Buddhaiten verfaßt sind, und das Prakrit, abgerundeter wie das Pali, und in indischen, alten Trauerspielen gebräuchlich, sind die todten Sprachen Indiens im Allgemeinen; die lebenden, meistentheils vom Sanscrit herrührend, zerfallen allein in Vorderindien in zwölf, mehr oder minder mit persischen Wörtern vermischte, verschiedene Dialecte und Abweichungen; bis jetzt habe ich nur etwas Bengalisch gelernt, welches, wie man mir sagte, dem Sanscrit vorzugsweise entlehnt ist. Die alten indischen Bücher sind entweder mit einer scharfen Nadel in Palmblätter, oder mit einem Schreibrohr auf Baumwollenpapier geschrieben; jedes zusammengeschnürte Bündel bildet einen Band nach unsern Begriffen. Die vier Wedas, im alterthümlichen Sanscrit verfaßt, enthalten Gebete an die Sonne, die Erde, das Wasser und das Feuer, hieraus erklärt sich die Anbetung der Naturgottheiten, ausserdem

findet man in ihnen Aufklärungen über die Erschaffung der Welt, über Zeit und Ewigkeit, theils metrisch, theils in ungebundener Rede abgefaßt, auch viele Hymnen und Opferreden. —

Calcutta, von den Engländern die Stadt der Paläste genannt, fand ich in mancher Beziehung unter meiner Erwartung, in anderer übertraf sie das Bild, welches ich mir nach englischen Werken und mündlichen Mittheilungen davon entworfen hatte.

Eine Wanderung durch dieselbe wird das eben gesagte erläutern.

Wir wollen annehmen, daß wir am sogenannten Baboo Ghaut landen. Ein Ghaut, deren es in Calcutta mehr als zwanzig giebt, ist eine bedeckte Säulenhalle mit in den Fluß hinabführenden Stufen; sowohl fromme Hindus als auch Engländer haben diese Ghauts theils zur Ehre des Hoogly, theils zum Wohle der Menschheit gebaut, und sich dadurch verewigt. Diese Säulenhallen haben einen doppelten Zweck, einestheils sind sie Landungsplätze, anderntheils dienen sie dem frommen Hindupilger als Asyl für die Nacht, um am nächsten Morgen seine religiösen Badeübungen im heiligen Flusse vorzunehmen.

Rechts vom Baboo Ghaut liegt der Maidan, der Park, Spaziergang und Corso von Calcuttas Modewelt. Wir durchschreiten das vornehme Gedränge, um zu Fort William, einer vortrefflich angelegten Festung zu gelangen. Trotz dem, daß Fort William in einer Ebene zu liegen

scheint, so beherrscht es doch die Stadt und den Fluß, sein Inneres ist so geräumig, daß im Falle der Noth die englische Population Calcuttas darin Platz finden würde. Im Jahre 1770 wurde der Bau dieser Festung von Lord Clive begonnen, und 1780 vollendet, derselbe soll zwei Millionen Pfund Sterling gekostet haben, wovon die Hälfte Meer Jaffier, ein reicher Kaufmann und Grundbesitzer, hergab. — Meer Jaffier, ein denkender Mann, besaß damals beinahe alles das noch kleine, Calcutta umgebende Land; um dieses zu sichern, seinen Nachkommen zu erhalten, und die Stadt in Flor zu bringen, steuerte dieser unternehmende Geschäftsmann eine Million zu dem Bau des, sein Eigenthum für immer schützenden Fort William bei. Die Nachkommen Meer Jaffiers sind dafür reich entschädigt worden, denn jenes Land ist jetzt Goldes werth, Handel und Wissenschaft blühen in der neuen Weltstadt. Die Besatzung dieses vortrefflich angelegten festen Punktes besteht gewöhnlich nur aus 2000 Mann, kann aber auf 15,000 Mann vermehrt werden; mehr als sechshundert Kanonen vertheidigen seine Wälle. In Friedenszeiten hat Jedermann freien Zutritt in die Festung, welche, wie der Tower in London, eine kleine Stadt für sich bildet.

Das Arsenal ist merkwürdig, weil es ausser dem Waffendepot der englisch-indischen Armee eine Menge Waffen und Geschütze enthält, welche die Engländer theils den Holländern, theils den eingebornen Fürsten entrissen,

als sie die Oberherrschaft in Indien mit dem Schwerte erkämpften. Die Archive, sowie die Schatzkammer des Gouvernements befinden sich ebenfalls in Fort William, auch die Regierungsbefehle werden aus demselben datirt.

Aus Fort William heraustretend, durchwandeln wir wieder den Maidan, und gelangen zu dem Palaste des Gouverneurs von Brittisch-Indien; hier Governementshouse genannt. In der Mitte eines ungeheuer großen Rasenplatzes, ohne den Schatten eines Baumes, aber von einem weiß angestrichenen, eisernen Gitter im Viereck umgeben, steht ein sehr großes, mit zwei Kuppeln versehenes Gebäude von barocker Form; der Eindruck ist nicht unangenehm, jedoch keineswegs großartig. Auf dem einen Dome sieht man die Britannia, auf dem andern die India; die englische Flagge weht als Verbindungszeichen zwischen beiden. Die an den Portalen aufgestellten Schildwachen gestatten am Tage freie Verbindung nach allen Richtungen. Derjenige Theil des Palastes, welcher dem Fort William und dem Hafen zugekehrt ist, wird ausschließlich vom Gouverneur bewohnt, die andere Abtheilung hat der Vice-Gouverneur mit dem kleinen Hofstaate, dem Leibarzte u. s. w. in Besitz. Das Corps de logis ist, mit Ausnahme eines Audienzsaales, die Marmorhalle genannt, gegenwärtig nicht eben glänzend eingerichtet.

Fort William, das Governementshouse, das Rathhaus (townhall) und das neue, schöne Münzgebäude sind

die einzigen öffentlichen Gebäude in Calcutta, welche in architectonischer Beziehung Erwähnung verdienen.

The Town, der europäische Theil der Stadt, umgiebt das Governementshouse, große, schöne Häuser, breite, ausserordentlich rein gehaltene Straßen bilden die Stadt (vorzugsweise „the town“ genannt). In Bezug auf innern Verkehr ist sie dasselbe für Calcutta, was die City in London für den Geschäftsmann darbietet; hier befindet sich auch der Hauptplatz Calcuttas, „Tank Square,“ ungefähr vierhundert Yard im Quadrat, mit freundlichen Häusern umgeben, und in der Mitte durch einen mit Rasen eingefaßten, und mit schönen Bäumen umkränzten Wasserbehälter geziert. — Dies ist die Stelle, wo ursprünglich das alte Fort des Tippo Saib mit seiner in der Geschichte berüchtigten „schwarzen Höhle“ stand, — 1818 wurde es gänzlich abgetragen.

Dieser Theil der Stadt erstreckt sich dem Hoogly entlang, in welchem die Schiffe liegen, und ist das Geschäftsquartier; hier sind die Comptoirs und Niederlagen der Handelshäuser, hier ist das Zollamt und der Sitz der mit der ganzen merkantilischen Welt in Berührung kommenden Behörden. Da die angesehenen Firmen hier sehr weitläufige Comptoirs und Packräume brauchen, so besitzen die meisten eigene Häuser; der jüngste Associé pflegt das Etablissement zu bewohnen, die ältern leben im Westend Calcuttas, Chowringhee genannt. Ueberhaupt ist „the town“ nur von Leuten bewohnt, welche

unmittelbar an die Geschäfte gefesselt sind, auch viele Handwerker haben ihre Häuser daselbst. Alle Europäer, welche auf guten Ton Anspruch machen, leben im Chowringhee, welches ein glänzendes, fashionables Ansehen hat. Vor den schönen, großen Häusern erblickt man frische, mit Palmen, Sycomoren und andern herrlichen Bäumen bepflanzte Rasenplätze, eine besondere Eleganz und Nettigkeit spricht sich in allen Anordnungen deutlich aus. Die Hauptstraße „Chowringhee Road" ist über eine Stunde lang, und ohngefähr achtzig Fuß breit. Um nach diesem Wohnsitze der feinen Welt zu gelangen, giebt es zwei Wege, der eine und der gewöhnlichste führt über den Maidan, der andere durch die Stadt über Durhumtollah, eine minder vornehme Fortsetzung von Chowringhee. Von Durhumtollah gelangt man nach Wellesley-Road-Chandry Bazar, wo das europäische Calcutta aufhört, und der asiatische Theil beginnt. Breite Straßen wechseln nun mit engen Gäßchen, prachtvolle Paläste mit Bambushütten; — dieses Stadtviertel erstreckt sich bis Chitpore, ohngefähr eine und eineviertel deutsche Meile in der Länge, und dreiviertel Meile in der Breite. Man kann sich denken, welches Gewühl hier herrscht, da Calcutta mit seinen Vorstädten und Umgebungen gegenwärtig nahe an eine Million Einwohner zählt. Vor achtzig bis neunzig Jahren war es nur eine Factorei, die eigentlichen Grundlagen dieser ungeheuren Stadt wurden erst im Jahre 1756 gelegt; ein kleines Fort, und wenige Bambushütten

beherbergten damals kaum 2—3000 Menschen. Die ersten europäischen Bewohner Calcuttas waren Holländer, und noch bis vor kurzer Zeit besaßen sie eine Niederlassung stromaufwärts von Calcutta, — Chinsurah genannt, welche jetzt ebenfalls englisch ist, und wovon ich später sprechen werde. Die Umwälzung, welche dieser Ort durch die englische Oberherrschaft in allen seinen Verhältnissen in einem so kurzen Zeitraume erfuhr, hat in der Geschichte wenige Beispiele, um so mehr, da die commerzielle Lage der Stadt nicht einmal ganz günstig zu nennen ist.

Calcutta hat schöne Thürme, Dome und Minarets, eine reiche Zahl christlicher Kirchen, Pagoden und Moscheen; Christen, Hindu und Moslem's scheinen hier gewetteifert zu haben, die schönsten und zahlreichsten Gebäude zur Gottesverehrung aufzustellen. Meiner Meinung nach haben die Katholiken, wie so oft, wenn es ihrem Glauben und ihrem Princip gilt, auch hier den Sieg davon getragen, die katholisch-portugiesische Kathedrale, welche sich neben dem Palaste des Bischofs befindet, ist ein Meisterwerk der Architektur.

Die Stadt ist reichlich mit gutem Trinkwasser versehen, die Hospitäler, Schulen und verschiedene wohlthätige Anstalten entsprechen der ungeheuern Einwohnerschaft, sowohl vom Gesichtspunkte der Gesundheit, als dem der Erziehung und Humanität betrachtet; diese Etablissements einzeln zu beschreiben, würde die Grenzen meiner Darstellung

überschreiten; mehrere gute englische Werke haben dies mit Erfolg gethan.

Die Bazars, deren es fünfundvierzig giebt, verdienen noch einer besondern Erwähnung. Alles was der Mensch als Bedürfniß oder Luxusartikel braucht und wünscht, wird ihm hier in Läden, welche ganze Straßen bilden, und nach den verschiedenen Zweigen des Handels und nach den Gewerken eingetheilt sind, geboten, jedoch nur von den Eingebornen; die Chinesen haben einen besondern Bazar, die Europäer halten in Town geschmackvolle, aber sehr theure Ausstellungen, so daß eine nahe Concurrenz beider Nationen nicht stattfindet. In den europäischen Magazinen fand ich die Preise enorm hoch, so kosten z. B. ein Paar Stiefeln, von einem europäischen Schuhmacher verfertigt, fünfundzwanzig Rupien (2 Pfund 10 Schillinge), während sie ein Hinduschuhmacher eben so gut für sechs Rupien macht. Dasselbe gilt von den Schneidern. Da nun aber die eingebornen und chinesischen Handwerker keinen Begriff vom Maaßnehmen haben, so pflegt man sich das erste Stück von einem Europäer machen zu lassen, um es als Probe für die nächsten dem eingebornen Arbeiter zu geben, welcher den Vierteltheil so billig, und ebenso sauber arbeitet. Das ärmliche Aeussere der meistentheils aus Rohr und Lehm gebauten Häuser des Bazars läßt den innern Reichthum nicht vermuthen, in gewisser Art hat dies etwas Aehnliches mit den Breterboutiquen in den deutschen Badeorten, welche auch oft Gegenstände

von Werth für die Dauer einer Saison beherbergen. In einem ganz kleinen Laden wurden in Calcutta kostbare Shawls von Cashmir zu 10 bis 12,000 Rupien feil geboten; seidene Stoffe, Elfenbeinwaaren, Musline aus Dacca, Perlen aus Ceylon, Diamanten aus Golconda, Vogelnester von den Maldiven, Straußfedern von der Küste Afrikas, Caffee aus Mocha, goldgestickte Stoffe und Pantoffeln aus Cairo und Constantinopel, seidene, wollene und baumwollene Stoffe aus England, Frankreich und Deutschland, Weine, Liqueurs, Delicatessen in hermetisch-versiegelten Blechbüchsen, kurz das Kostbarste, was alle Theile der Welt liefern, wird dem Kauflustigen in geschmackvoller Zusammenstellung vorgelegt, alle Stände, der Gentleman, der Soldat, der Matrose wählen, kaufen oder beschauen hier die Producte der Industrie. Die Preise sind so gestellt, daß der Europäer wohl thut, nicht über zwei Dritttheil der Forderung zu bieten.

Vergnügungsörter giebt es in Calcutta nur wenige. Das in Chowringhee gelegene, sehr mittelmäßige englische Theater wird von Europäern wenig, von den vornehmen Eingebornen aber viel besucht. Der Anblick des gefüllten Hauses ist interessant, wenn man die in den Logen sitzenden, in feinen, weissen Muslin gekleideten, und mit kostbaren Shawls und Edelsteinen geschmückten Hindu den Meisterwerken Shakespeare's eine ungetheilte Aufmerksamkeit widmen sieht.

Ausser dem Theater bietet dem Fremden ein soge-

nanntes Reading Room (Lesezirkel), wo man eine Menge europäischer Blätter findet, Unterhaltung. Die Hamburger Börsenhalle, sowie die Augsburger allgemeine Zeitung gehörten zu den Gelesensten.

Von Zeit zu Zeit werden Concerte in Townhall (dem Stadthaus) gegeben, denen sich Subscriptions-Bälle anschließen, gegenwärtig gehört es zum guten Ton, sie zu besuchen.

Das Local und die Sammlungen der weltberühmten asiatischen Gesellschaft sind vorzüglich sehenswerth. Der Oberbibliothekar, Herr Doctor Roer, ein sehr liebenswürdiger, gefälliger Deutscher, gestattete mir eine genaue Einsicht in die Sammlungen der Gesellschaft, welche, was indische Manuscripte, Alterthümer und Monumente anbelangt, unübertroffen sind. Herr Doctor Roer war so gütig, mich bei dem Besuche des großen botanischen Gartens zu begleiten; ein Ruderboot brachte uns in einer halben Stunde zu diesem Glanzpunkt der botanischen Wissenschaft. Die merkwürdigsten Bäume und Pflanzen aus Afrika, Europa, Amerika und Australien sind hier in mächtigen Gruppen mit seltener Einsicht und mit vielem Geschmack geordnet, Zimmet-, Muskat- und Nelkenbäume sah ich in förmlichen Plantagen cultivirt, die Ceder von Chili, welche ich in Talcahuana hundertundfunfzig Fuß hoch wachsen sah, gedieh auch hier in voller Pracht; besonders imponirend für jeden Besucher ist eine Gruppe ungeheurer Banianenbäume, sowie mehrere Rosenfelder,

um welche sich Schaaren bunter Schmetterlinge und Kolibris sammelten. Nach einigen Stunden langten wir wieder in Baboo Ghaut an, von wo mich der Leser durch Calcutta begleitet hat.

Ich führe hier ein sehr bewegtes, geselliges Leben, in den höhern Kreisen der Eingebornen sowohl, wie in den der Fremden. Es findet auch hier jene strenge Abstufung, jene Rangordnung statt, welche die Geldaristokratie beinahe noch schroffer bezeichnet, als das Vorrecht der höhern Geburt. Dank sey es meinen Freunden in England, ich habe Gelegenheit gehabt, nicht allein die englisch-indische, sondern auch die eingeborne „Highsociety“ kennen zu lernen. Erstere besteht aus dem Gouverneur, den höhern Civilbeamten, den Stabsofficieren der englischen Regierung und der brittisch-ostindischen Compagnie, und den vornehmsten, reichsten Kaufleuten. In den Sitten und Formen findet eine, zuweilen bis in das Kleinliche gehende Nachahmung der englischen Moden statt, doch vergißt man diese Schwäche leicht, wenn man sich unter Männern befindet, welche durch feine Geistesbildung, reifes Urtheil und geprüfte Erfahrung die eigentliche Crême der Gesellschaft bilden. Das Haus des Vicegouverneurs ist eines der angenehmsten, täglich trifft man dort mit ausgezeichneten Männern aus allen Welttheilen zusammen; die Repräsentanten der Geldaristokratie sind, wie in Deutschland, stets die am wenigsten genießbaren unter ihnen, obgleich, wie bereits gesagt, alle Mitglieder der „high

society“ auf einer hohen Stufe allgemeiner Bildung stehen.

Auch die Salons des „Lord Judger“ ersten Richters von Indien, vereinigen stets Leute von Welt und von Bedeutung; in Folge einer Empfehlung, die mir sein Bruder gegeben, war er so freundlich, für uns Passagiere der Entreprise eine Soirée zu veranstalten. Wir wurden mit vieler Auszeichnung behandelt, was für Leute ohne Decorationen und Uniformen, in Calcutta wie überall, wo die hohe Aristokratie vorherrscht, gewiß sehr ehrenvoll ist.

Die indische „high society“ beschränkt sich auf nur wenige Mitglieder, und ausschließlich Männer, da die indischen Beebees (Damen) in der Gesellschaft nie erscheinen; überhaupt versammeln sich die Hindu nur bei religiösen Festen und ausserordentlichen Gelegenheiten in größerer Anzahl. Ein Fest bei dem Radja von Murshedabad, welchem ausser mir nur noch zwei Europäer beiwohnten, gab mir eine günstige Idee von der indischen vornehmen Welt. Der Radja war einst unumschränkter Herrscher von Murshedabad, einem Landstriche von mehr als ein und einer halben Millionen Einwohner. Wie viele andere Distrikte, nahmen die Engländer auch Murshedabad mit Güte und Gewalt unter ihren Schutz; eine Rente von 20,000 Pfund Sterling, und ein schöner Palast in Calcutta waren die ganze Entschädigung für die verlorene Souverainetät des Radja, welcher jedoch den für ihn eingerichteten Palast nie bewohnte, sondern als Privat-

mann und überwältigter, aber in seinem Stolz nicht gebeugter Fürst, mit seinen großen Schätzen in Calcutta lebte. Schon der Umstand, daß der Gouverneur dem Range nach nicht über ihm stehen konnte, ließ ihn jede Gnadenbezeigung ablehnen. Der Radja, ein stattlicher, weißbärtiger, alter Herr, empfing uns freundlich, aber mit großer Würde, im ganzen Gefühle seiner fürstlichen Abkunft. Das Englische sprach er weniger fließend als die jetzige indische Generation. Nach der formellen Präsentation setzten wir uns auf europäische Weise zur Tafel, die Mahlzeit bestand aber nur aus Gemüsen, aus, auf verschiedene Art bereitetem Reis, eingemachten und frischen Früchten. Als Getränk wurde Eiswasser und Simpkin-Shiub (Champagner) servirt, welchen die Hindu eben so wenig wie die Moslem als Wein betrachten. Später erschienen feine Liqueure und Hukahs; das Ganze war eine einfache, aber sehr anständige Soirée. Nach den üblichen Formalitäten entließ uns der Radja eben so huldvoll als er uns empfangen hatte.

So viel ich es beurtheilen mag, ist die oft gehoffte Verschmelzung der indischen und brittischen „high society“ noch in weiter Ferne. Die Britten (ich nenne sie ausdrücklich so, weil ziemlich noch einmal so viele Schotten in Indien leben, als Engländer) haben viel zu abstoßende Manieren, um mit den stolzen Hindu in ein näheres, geselliges Einverständniß so schnell gelangen zu können, als man dies nach dem gegenseitig beinahe gleichen Stand-

punkte der Bildung wohl glauben könnte. Lord Aukland, der frühere, sehr beliebte englische Gouverneur, hat durch Auszeichnungen, und durch klugen Takt mehrere indische Fürsten für England und die englische Oberherrschaft gewonnen, unter der jetzigen Verwaltung scheint dies weniger zu gelingen. Unterrichtete Hindu halten eine Aenderung derselben für wünschenswerth, ja sogar für nahe bevorstehend.

Der jetzige Gouverneur von Indien, Lord Ellenborough, hält sich wenig in Calcutta auf; das Innere des Landes nimmt seine Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch, und Reisen in diese Gegenden entfernen ihn oft von dem Sitze der Regierung. Ausser einem Palaste zur Wohnung erhält der Gouverneur jährlich eine halbe Million Rupien Gehalt, Reisekosten und Besoldung seiner Diener werden noch besonders von der Regierung vergütet. Während seiner Abwesenheit, welche, wie man mir sagte, gegenwärtig schon über sechs Monate gedauert hatte, und nicht immer zu seinen Gunsten ausgelegt wird, macht der Vicegouverneur, der nur einen Jahrgehalt von 60,000 Rupien empfängt, die Honneurs, ohne dafür, wie man mir mit Gewißheit versicherte, entschädigt zu werden. Es findet also zwischen der Stellung dieser beiden Herren ein sehr wesentlicher Unterschied zum mehrfachen Nachtheil des Letztgenannten statt.

Zu Ehren meiner liebenswürdigen Reisegefährtin, Mrs. R., eine Bekannte meiner Leser aus der Durch-

wanderung der Wüste Tieh, gab der Vicegouverneur, in dessen Hause Mrs. R. wohnte, eine glänzende Gesellschaft; am nächsten Tage verließ uns diese Dame, um zu ihrer Familie nach Ferozepore zu reisen. Bei Tische saß ich neben dem General W., einem kräftigen, heitern Manne in englischen Diensten; zu meiner nicht geringen Verwunderung und mit aufrichtiger Trauer hörte ich am folgenden Tage, daß der General am Morgen nach jener Gesellschaft an der Cholera verschieden sey.

Die sogenannte zweite Gesellschaft „second society“ in Calcutta besteht aus den Angestellten zweiten Ranges, aus den ersten Commis der Handlungshäuser, und den reichen, sogenannten Portugiesen. Der Unterschied besteht eigentlich nur in der socialen Stellung, denn feine Sitten und geistige Bildung sind in diesem Cirkel in eben dem Grade zu finden, wie in der high society, im Gegentheil herrscht unter diesen Herren ein angenehmerer, nicht so steifer, oft langweiliger Ton, als in der haute volée, es wird mehr für die Unterhaltung nach europäischer Sitte gethan, und der Fremde fühlt sich daselbst leichter heimisch, besonders wenn er für die aristokratischen Formen noch nicht durch einen Aufenthalt in England so vorbereitet worden ist, wie dies bei mir seit Jahren der Fall war.

Ein ganz eigenthümliches Fest der vornehmen Indianer ist der „Nautch;“ vor einigen Tagen wurde ich mit noch wenigen Europäern von meinem Wirthe zu einer solchen Nationalunterhaltung geladen.

Nach dem Diner wurden wir aufgefordert, uns in den großen Saal zu begeben, welcher neben dem Speisezimmer liegt, und durch Reichthum und Eleganz eine Zierde der Wohnung ist. Hier erblickten wir den vornehmen Hindu, diesmal im reichen Costüme des Landes, so wie seine Hindugäste auf weiche Ottomanen ausgestreckt; prächtige Teppiche lagen zu den Füßen der in einer bequemen, aber edeln Haltung ruhenden Patrizier, an den Wänden des Saales stand nach indischem Gebrauche, welcher dem Untergeordneten erlaubt, an den Freuden seiner Gebieter Theil zu nehmen, die zahlreiche Dienerschaft mit ehrfurchtsvoller Miene. In der Mitte des Saales erblickte man drei bis vier Männer, und eben so viele Frauen, erstere spielten einfache Instrumente, während letztere mit reiner Stimme sanfte, melancholisch klingende Hinduliеder sangen, nach deren Takte vier schön gekleidete junge Mädchen, Ghaseerees, Bajaderen, Nautch-Girls, die Nationaltänze Indiens aufführten. Die matte Beleuchtung des Saales, der Geruch des Atturgulls (Rosenöls), die glänzenden Costüme der vornehm Ruhenden, so wie die lange Reihe brauner, in weißen Muslin gekleideten Diener, umgab die Scene mit einem fremdartigen Reize, und während man den düstern Melodien der Sängerinnen lauschte, schwebten die schönen, jungfräulichen Tänzerinnen mit jener Grazie vor uns, welche durch die Reinheit der dargestellten Gedanken als eine mächtige, edle Sprache zum Herzen dringt.

Wenige Europäer sind so glücklich, einen solchen vornehmen Rautch zu sehen, denn die Gruppirungen, welche man unter diesem Namen an öffentlichen Orten, oder bei den Eingebornen der niedern Kaste sieht, sind mit jener poetischen Auffassung, mit jenem feenhaften, bezaubernden Bilde nicht zu vergleichen, welches uns heute vorgeführt wurde. Auch ich wohnte einem Rautch an einem öffentlichen Orte bei, da sah man es jedoch den Tänzerinnen, welche nach einer sehr mittelmäßigen Musik tanzten, sehr wohl an, daß sie nicht aus der höhern Sphäre der edeln Kunst waren! Ganz anders ist es bei den Privat-Rautches der reichen Hindu. Die vorzüglichsten Ghaseerees werden dazu ausgewählt, keine tanzt für weniger als zwanzig Pfund Sterling für den Abend, Musik und Sängerinnen kosten auch drei bis vier Pfund. Ja, es hat Ghaseerees gegeben, welche unter hundert Pfund nicht auftraten! Ihre Tracht glich derjenigen, welche ich in Rammiseram an den heiligen Tänzerinnen sah und beschrieb, nur war sie etwas freier, und mehr mit Edelsteinen geschmückt.

Meine indischen Freunde waren ganz entzückt über den Rautch, welcher auch mich ausserordentlich ansprach, und wofür wir, denen eigentlich das nationale, fremdartige Schauspiel galt, dem Geber unsere Bewunderung und Dankbarkeit bezeigten.

Später wurde ich, vielleicht weil ich mich so günstig darüber geäussert, zu einem zweiten Rautch bei einem

Verwandten unseres Wirthes eingeladen, wo ich zugleich Calcuttas junge Dandies, die „Löwen der Salons," in ihrer indischen, vornehmen Manier zu sehen Gelegenheit hatte. Die glücklichen Jahre, in denen der Mann sein Geschäft, seinen Beruf und seine Befriedigung in diesem, zwar an sich unschuldigen, aber unnützen Streben nach Imponiren durch Manieren und Haltung findet, welches nur durch die Prätension zum Effekt wird, wurden von Calcuttas Löwen in ihrer Weise ebenso trefflich benutzt, wie wir dies in den Salons Europas sehen. Der Nautch war in der Hauptsache eine Wiederholung des früher erwähnten, sein größerer oder minderer Werth besteht also eigentlich in seiner Kostspieligkeit, und in so fern ist er eine originelle, nationale Ostentation der Hindu, er steht aber rücksichtlich der Sittlichkeit weit höher, als ähnliche Feste, welche man in andern Ländern feiert, um die Sinnlichkeit zu reizen. Die Idee, Handlungen und Gefühle durch Tänze auszudrücken, ist alt, aber dies auf eine so decente, zauberische und in religiösen Erinnerungen gleichsam verklärte Weise zu thun, wie es die vornehmen Hindu zu ihrer Unterhaltung veranstalten, bürgt für den gesunden, moralischen Kern, und dies ist der Grund, weßhalb mir die Nautches gefielen.

Der reiche, fürstliche Bramine, dessen ich bereits erwähnte, gab während meiner Anwesenheit ein zweites Fest, welches das erste noch an Glanz und Pracht übertraf. Ueber achthundert Gäste strömten nach der herrlichen

Villa durch die mit Pechpfannen erleuchtete, laue Nacht; der Park war illuminirt, und zu einem wahren Zaubergarten umgewandelt, besonders malerisch war die Beleuchtung der Ufer des kleinen Sees. Die Villa selbst erglänzte in einem Feuermeer, welches nur durch die Erleuchtung der innern drei großen Säle, in denen man tanzte, überstrahlt wurde, die englischen Damen mit Seide und Edelsteinen überladen, die reichen Hinducostüme der Männer, die brillanten rothen englischen Uniformen, Alles wogte in den weiten Räumen und dem angrenzenden Parke durch einander, nur Indiens Schönheiten mußten sich, der Sitte gehorchend, auch diesmal fern halten; — bei aller Achtung vor dem feinen, sittlichen Gefühl der Hindu, bei allem Glauben an die Aufrichtigkeit ihrer strengen, religiösen Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Väter kann ich doch den Grund für die Nothwendigkeit dieser Trennung der Geschlechter noch in unsern Tagen nicht finden, um so weniger, da ich von vielen Seiten höre, daß die indischen Damen die sorgfältigste Erziehung genießen, und auf einer Stufe der Bildung stehen, welche keineswegs berechtigt, sie zu Sklaven der Männer zu erniedrigen. Hoffentlich wird dieses veraltete, aus Mißtrauen und Egoismus hervorgegangene Gesetz, das dem Weibe eine so niedrige Stufe anweist, in diesem Lande, dessen sociale und religiöse Zustände bereits unter dem augenscheinlichsten Einflusse Europas stehen, bald gemildert werden. Im erhellten Garten,

bescheiden die Nebengänge suchend, wandelten in stummer Bewunderung die ärmern Hindu. Es liegt in diesem Zugeständniß, welches auch den Armen an der Freude der Reichen Theil nehmen läßt, etwas ungemein Menschenfreundliches, doch wäre es ohne den friedlichen, anspruchslosen Charakter des Hindu, und ohne die Kluft, welche, wenn auch jetzt weniger sichtbar, doch in ungeheurer Tiefe zwischen dem Vornehmen und dem Geringen in Indien sich ausdehnt, nicht ausführbar. Niemals hört man von dadurch entstandenen Unordnungen; der Neid und die Unzufriedenheit scheinen noch in den Herzen jener Armen zu ihrem Glücke zu schlummern; sie betrachten den Reichen als ein vornehmeres, edleres Wesen, ein Heraustreten aus der Jedem angewiesenen Kaste ist unmöglich, und somit ist alles Verlangen nach Emanzipation schon bei der Geburt erstickt, und in dem ersten Keime getödtet.

Drei Musikchöre unterhielten die geladene und ungeladene Gesellschaft, Alles, was als Erfrischung für die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen, für die, von der ungewöhnlichen Wärme angegriffenen Zuschauer, zu nennen möglich wäre, wurde mit fürstlicher Fülle gespendet. Um eilf Uhr begann das Feuerwerk, um ein Uhr Nachts das Souper; die Hitze war aber so drückend, daß ich mich in der Stille beurlaubte, um mich in meinem Palankin über den Maidan zum heiligen Ganges tragen zu lassen, wo ich in den geweihten Wellen ein, wenn auch nicht sehr klares, doch erfrischendes Bad nahm.

Die Wettrennen auf dem Maidan gaben Calcuttas Cavalieren neue Gelegenheit, ihre Sucht, die englischen Sitten nachzuahmen, aber diesmal zum großen Vortheile des Mutterlandes, zu zeigen; Reiter und Pferde waren nur schwache Copien der unvergleichlichen Originale von Epsom und Ascott. Unter allen hohen Spielen ist dieses ritterliche unstreitig für den Mann das würdigste, denn darüber, daß es nur ein Hazardspiel ist, und auf die eigentliche Verbesserung der Pferdezucht keinen Einfluß hat, ist man wohl allgemein einig, wenn es auch die „lions of the turf“ nicht zugeben wollen.

Schon bei meiner Ankunft in Calcutta lag die Brigg, die Auguste und Meline, im Hafen, bald ankerte auch der Schooner, das Paradies, welcher mich einst von Valparaiso nach Rio de Janeiro brachte. — Durch meine Verbindungen mit einem der ersten Handelshäuser lernte ich die beiden Capitäne dieser Schiffe kennen. Es waren junge Deutsche, aus guter Familie, wohl unterrichtet in ihrem Fache, vertraut mit den Gefahren zu Wasser und zu Lande, und beide von dem Wunsche beseelt, die Umgebungen Calcuttas zu besuchen. Uebereinstimmung der Jahre und der Ansichten vereinigten uns bald zu dieser gemeinschaftlichen Reise, auf welcher ich mich von Calcuttas Festen zu erholen gedachte; denn ich sehnte mich heraus aus diesem Wirbel der Vergnügungen in die freie, hier so reizende Natur.

In einem sogenannten „Pleasure-Boot,“ mit acht

Ruderern und einem Steuermanne bemannt, fuhren wir den Hoogly hinauf. Die Fluth war uns günstig, Provisionen hatten wir an Bord, das Wetter war so vortrefflich wie unser Humor! Bei der Vorstadt Chitpore legten wir bei, um den Verbrennungsplatz der Hindu anzusehen.

Der Anblick war Ekel erregend! Eine ohngefähr zwanzig Fuß hohe Mauer umgab auf drei Seiten einen viereckigen Raum von wenigstens achthundert Fuß im Durchmesser, die offene Seite dieses Quadrats führte in der ganzen Breite zu dem heiligen Flusse; tiefer Schlamm bedeckte den Boden, auf welchem vier Hindu der mittleren Kasten im Sterben lagen. Dem Glauben ihrer Religion entsprechend, hatten sie sich in den ebenfalls heiligen Schlamm an das Ufer des heiligen Ganges legen lassen, um dadurch, wie es die Lehre der Brahminen ausdrücklich verkündet, der höchsten Seligkeit theilhaftig zu werden. Wehe dem Unglücklichen, welcher krank an das Ufer gebracht, daselbst, anstatt zu sterben, gesund wird! Vom ihm hat sich die Gottheit losgesagt, ihm hat sie, seiner Sünden halber, die Seligkeit verschlossen; als Geächteter kehrt er unter die Menschen zurück, seine Kaste stößt ihn aus, die Welt flieht ihn wie einen Paria! Um diesem Banne der Götter und der Menschen zu entgehen, wurde schon Mancher, dessen Natur stärker war, als er wähnte, von seinen Angehörigen so hoch mit heiligem Schlamme bedeckt, daß er unter ihm erstickte. Es ist kaum erklärbar, wie es den Priestern

möglich ist, einen so gräßlichen Irrwahn, gegen welchen schon die Liebe zum Leben im Innern jedes Menschen ankämpft, unter den Hindu zu erhalten, und doch finden sich fortwährend Opfer des widernatürlichen Fanatismus! Eine Anzahl anderer Hindu, aus einer niedern Kaste, trugen mehrere Leichen auf den Verbrennungsplatz. Die Leichen, nur mit einem Tuche bedeckt, wurden von ihnen auf eine zwei Fuß hohe Bank von Bambusrohr gelegt, welche sehr kurz war. Die Manipulation, welche sie nun begannen, war wahrhaft Schauder erregend. Jedem Leichnam brachen sie das Genick, sowie Arme und Füße, legten ihn wie ein Taschenmesser zusammen, so daß der Körper nur die Hälfte des Raumes einnahm, hüllten ihn in das erwähnte Tuch, bedeckten ihn über und über mit Schlamm, und verbrannten ihn nun auf der kleinen Bank. In kurzer Zeit war Alles in einen Aschenhaufen verwandelt! Dieses Zusammenbrechen der Körper geschieht, wie man mir sagte, um Holz zu ersparen!

Da der Verbrennungsplatz in Chitpore der einzige bei Calcutta ist, welcher am Ganges liegt, so kann man dieses gräßliche Schauspiel vom Morgen bis zum Abend sehen. Eine Menge Geier und Habichte fallen über die dürftigen Ueberreste eines verbrannten Leichnams her, wenn diese Procedur mangelhaft ausgeführt worden ist; den Gesetzen nach muß nämlich die ganze Asche in den heiligen Fluß gestreut werden. Die Leichname der ärmeren Klasse werden sogar nicht einmal verbrannt, man wirft

die Leichen in den Ganges, wo sie so lange umhertreiben, bis sie von den zahllosen Fischen und Crocodilen verzehrt werden. Jedenfalls ist dies die wohlfeilste Art des Begräbnisses, und der Tod selten so anspruchslos.

Von Abscheu erfüllt, verließen wir diesen Ort der rohesten Gefühllosigkeit, dieses Feld des tiefsten Aberglaubens, wo die Menschen aufhören, Menschen zu seyn, weil die Priester, scheinbar nach den Forderungen der Religion, die menschliche Würde mit Füßen treten.

Nach einer Fahrt von drei Stunden langten wir in Serampore an. Diese reinliche, von ohngefähr 12,000 Menschen bewohnte Stadt, gehört den Dänen, ein Gouverneur befehligt die kleine Colonie, deren Besichtigung uns von den wachestehenden Soldaten ohne Umstände gestattet wurde. Im Jahre 1824 wurde die Stadt durch die Ueberschwemmung des Ganges fast gänzlich zerstört. Eine lutherische Missionsanstalt, und eine sehr bedeutende, von einem Deutschen geleitete Buchdruckerei, wo Werke in allen Sprachen Europas, Asiens und Afrikas gedruckt werden, sind die Merkwürdigkeiten von Serampore, welches vielen Engländern, denen die Betretung des britischen Indiens verboten ist, als Zufluchtsort dient. Warum die Engländer Serampore in den Händen der Dänen gelassen haben, konnte ich mir nicht ganz enträthseln; für Letztere ist diese Besitzung nur eine Staatsausgabe mehr.

Während wir den Palast des Gouverneurs besich-

tigten, hatte mein Khitmugar ein zwar frugales, aber recht schmackhaftes Mittagsessen bereitet. Das wohlbebaute und bevölkerte Ufer gewährte uns fortwährende Unterhaltung, Bangalows wechselten mit Dörfern, Reisfeldern und Palmenhainen; reich und blühend war die Vegetation, frisch und glänzend das Colorit. Wir gedachten in unserm indischen Fahrzeuge auf dem heiligen Hoogly dahinschwimmend, des deutschen Vaterlandes, der deutschen Sitten; sind auch Deutschlands Flüsse nicht heilig, so sind es doch die Rechte der Menschen, die an ihren Ufern wohnen. Die Ufer des Hoogly aufwärts sind so von der Natur begünstigt, wie diejenigen abwärts von Agrafarm an, wild und unfruchtbar sind; nur Dschungeln wachsen dort im undurchdringlichen Gewirre zum Schutz und Aufenthalte reißender Thiere, während hier Alles frisches, üppiges Leben athmet. In Chandernagor hielten wir uns nicht auf, das Ziel unserer Reise war Chinsurah. Wir erreichten es Abends zehn Uhr, und beschlossen, in leichte Decken gehüllt, die Nacht in unserm Boote zuzubringen; Uhlands und Körners Lieder ertönten in deutschem Wort und vaterländischer Weise an den Ufern des Hoogly!

Einer meiner Reisegefährten hatte eine Empfehlung an einen in Chinsurah wohnenden, sehr angesehenen Landsmann, welcher, früher in holländischen Diensten, in diejenigen Englands übertrat, als letztere Macht die Oberherrschaft gewann; gegenwärtig war er Vice-Gouverneur

des Ortes. Der alte, ehrwürdige Herr empfing uns ungemein freundlich und wohlwollend. Seit dreiundsechzig Jahren lebte er in Indien und hatte seine Muttersprache beinahe ganz vergessen, häufig mischte er holländische und englische Wörter in das Gespräch, welches wir deutsch mit ihm führten, und woran er großen Gefallen zu finden schien. Die Fortschritte des deutschen Vaterlandes in industrieller, socialer und politischer Beziehung, belebten das Auge des liebenswürdigen Greises mit jenem Feuer, welches jeden edeln Charakter erfaßt, wenn es das Gesammtwohl der Menschheit, wenn es das Vaterland zunächst gilt; er konnte nicht müde werden, uns zu fragen, was aus dieser oder jener Staatseinrichtung, aus diesem oder jenem zarten Keime des Geistes geworden, und innige Freude erfüllte sein Herz bei unseren Schilderungen aus der Gegenwart. Ueber seine Familie von sechsundsiebzig Köpfen führte unser biederer Landsmann einen genauen Stammbaum, dreizehn Kinder hatte ihm seine Gattin geboren, und beide Eltern erfreuten sich in dem Alter von sechsundachtzig und fünfundachtzig Jahren noch der vollkommensten Gesundheit und ungestörter Kraft und Heiterkeit des Geistes. Das Familienleben dieses glücklichen Mannes war ächt patriarchalisch, seine äusseren Verhältnisse höchst ehrenvoll, sein Glaube an die Menschheit ungeschwächt; es lag daher ganz in seinem Charakter, daß er Männer aus dem Lande seiner Geburt, von dem ihm nur Liebe, theure Erinnerungen geblieben, mit un-

geheuchelter Zuvorkommenheit begrüßte und gastlich bei sich aufnahm.

Nach dem Frühstück verließen wir unsern freundlichen Wirth auf einige Stunden, um Stadt und Umgegend zu besehen. Chinsurah, eine ehemals holländische Niederlassung hat das Gepräge, welches allen holländischen Colonien, so wie den Städten Hollands selbst, eigen ist, sich vollständig erhalten; es ist reinlich und nett, breite Straßen und freie, schöne Plätze sind symmetrisch mit Bäumen bepflanzt. Als vor einigen Jahren die Cholera auch in Chinsurah sehr heftig auftrat, so daß beinahe die Hälfte der Garnison starb, glaubte die englische Regierung, daß das Clima des Ortes überhaupt ungesund sey, und zog alle Truppen weg. Seitdem befindet sich die von den Holländern erbaute, schöne Kaserne, welche zwei Regimenter fassen kann, ohne Besatzung, nur eine kleine Schanze von sechs Kanonen wird von wenigen Seapoys bewacht, das ehemalige starke holländische Fort ist demolirt, und seine eisernen Kanonen, welche meistens deutsche und holländische Inschriften tragen, liegen verrostet im Schutt! So theilt auch Chinsurah das Loos Cochins. Sein großer, zur Zeit der holländischen Macht blühender Handel, welcher Calcutta einst zur Waarenniederlage von Chinsurah machte, — hat es ganz verlassen, und mit ihm alle dort etablirten Kaufleute von Bedeutung. Die Zahl der Europäer ist hier nicht groß; ausser einigen Beamten bewohnen diesen Ort nur wenige pensionirte Angestellte, denen das Leben in

Calcutta zu theuer ist. Die Lage der Stadt ist sehr günstig, und Alle, welche ich wegen des Climas fragte, schilderten mir dasselbe, trotz des von der Regierung einmal gefaßten, und rasch ausgeführten Beschlusses, als sehr gesund; die Auflösung der Garnison scheint demnach die Folge eines Vorurtheils gewesen zu seyn, welches eine vereinzelte Thatsache und die Stimmung des Moments erzeugte. In den letzten Jahren war die Cholera nicht wieder in Chinsurah erschienen.

Ein herrlicher Banianenhain außerhalb der Stadt lud uns zur Ruhe ein; eine Menge Affen und Papagaien blickten neugierig auf die Fremdlinge herab; Bambushütten von Palmen umschattet, zutrauliche Rehe, scheue Beccasinen an einem klaren Weiher gaben unserer Siesta Reiz und Unterhaltung; um nicht ganz leer zurück zu kehren, schoß einer meiner Begleiter ein Reh für unser Abendessen, ich selbst aber der Neuheit wegen einen Schakal. Diese Thiere, wenig größer als ein Fuchs, gleichen sehr den Wölfen, sie sind die unverschämtesten aller Diebe aus dem Thierreich, und scheuen sich nicht, selbst in Calcuttas Vorstädten alles Genießbare zu rauben. Da sie sich in Ermanglung von etwas Besserem auch mit Aas begnügen, so stellt man ihnen wenig nach, und hält sich nur tüchtige Hunde, um die zu große Annäherung ihres Besuches zu verhindern. Nur im äussersten Falle setzen sie sich zur Wehr, greift man sie nicht zuerst an, so bleiben sie bei einem Zusammentreffen ganz ruhig stehen, um den Menschen

in der Entfernung von sechs bis acht Schritt vorüber zu lassen.

Nachdem wir einige Stunden herumgestreift, kamen wir heiß und ermüdet in unser Boot zurück, wo wir uns umkleideten, um bei dem gastfreien, alten, deutschen Vice-Gouverneur im Kreise seiner Familie zu Mittag zu essen. Es war eine ächt holländisch-deutsche Mahlzeit; das ehrwürdige, alte Ehepaar bewies sich dabei so aufmerksam und rücksichtsvoll gegen einander, wie man dies in jüngeren Familienkreisen selten sieht; aufrichtige Wünsche für das fernere Bestehen dieses beneidenswerthen, häuslichen Glücks war unser Dank bei dem herzlichen Abschiede von demselben.

Kurz vor Sonnenuntergang gingen wir in Chandernagor vor Anker.

Chandernagor ist eine der französischen Niederlassungen in Ostindien, unter englischer Hoheit, mit ohngefähr 50,000 Einwohnern, von denen die eine Hälfte in der Stadt, die andere in dem dazu gehörenden Gebiete lebt, der Ort ist, wie Pondichery, reinlich, und schön gebaut, nur bei weitem kleiner; der Gouverneur bewohnt einen eleganten Palast in dem schönsten Theile der Stadt. Handelt es sich in Indien um Geschmack, Reinlichkeit und Eleganz, so tragen die Franzosen in dem Anlegen ihrer Niederlassungen beinahe immer den Sieg davon. Dies ist in so fern auffallend, als das Mutterland gerade in diesen Eigenschaften bedeutend gegen England und

Holland zurück steht. Chandernagor bestätigte diese Beobachtung auf's Neue. Nächst den Franzosen zeichnen sich die Dänen und Holländer durch Ordnung und Sauberkeit ihrer kleinen Häfen aus; am wenigsten erkennt man Alt-England in dem Aeussern seiner indischen Besitzungen wieder. Da der Tag sich zu neigen begann, und unsere Vorrathskammer erschöpft war, beeilten wir uns, ein Gasthaus am Lande aufzusuchen. Wider Erwarten war am schönen, langen Quai nichts dem Aehnliches zu entdecken. Die Wachtschüsse wurden abgefeuert, von ferne hörten wir die Trommeln der französischen Retraite. Im Vertrauen auf die alte Erfahrung, daß man von einem Franzosen auf eine höfliche Frage stets eine höfliche Antwort erhält, sprach ich einen wohlgekleideten Herrn in europäischem Costüme französisch an, um mich nach einem Unterkommen zu erkundigen. In reinem Französisch und mit großer Gefälligkeit erbot er sich, mir den Weg nach dem einzigen, leider, wie er mir unterwegs sagte, sehr schlechten Wirthshause zu zeigen. Der Weg dahin war weit, der neue Bekannte so gebildet und liebenswürdig, die Beschreibung der Herberge so abschreckend, daß wir seine Einladung, bei ihm für den Abend vorlieb zu nehmen, ebenso überrascht als dankbar annahmen. In einem freundlichen Hause angelangt, ließ unser neuer Freund Wein und kalte Speisen bringen, und bewirthete uns mit der ganzen Gewandtheit eines ächten Parisers, denn das war er in der That. Als Agent eines reichen Indigo-

Plantagenbesitzers lebte er unverheirathet, so angenehm wie möglich in dem wenig lebhaften, geschäftsstillen Chandernagor. Das Wohlgefallen, welches wir in der kurzen Zeit der Bekanntschaft gegenseitig an einander fanden, das Ueberraschende der ersten Begegnung, die Uebereinstimmung der Sitten und Sprache, mein jüngster Aufenthalt in Paris, dies Alles versetzte die Gesellschaft in eine angenehme Stimmung offner Heiterkeit. Erst beim Abschied nannten wir uns gegenseitig unsere Namen. Gegen Morgen bestiegen wir unser Boot, an dessen Bord der Khitmugar uns mit Caffee empfing, der Mittag fand uns wieder im geräuschvollen Calcutta.

Einer meiner indischen Freunde lud mich und einen Bekannten zur Jagd auf wilde Schweine in den Sunderbunds ein, wo er Besitzungen hatte. Diese Excursion war ebenfalls nicht ohne Interesse, und auch nicht ganz ohne Gefahr.

In einem ähnlichen Boote wie dasjenige, welches uns nach Chinsurah gebracht hatte, verließen wir eines Morgens Calcutta, und fuhren den Hoogly abwärts bis zur Vorstadt Kidderpore. Hier wandten wir uns links in einen andern Arm des Ganges, dann wieder in ein Labyrinth dieser zahllosen Ausmündungen des heiligen Flusses, (Nunnahs genannt). Die Durchfahrt war oft so schmal und verengt, daß sich unser Boot nur mühsam durchzwang; bald befanden wir uns in Mitten der Sunderbunds-Inseln, welche, wie ich bereits erwähnte, der

Aufenthaltsort vieler gefährlichen Raubthiere sind. Wir waren gut bewaffnet, meine gewöhnliche Jagdflinte hatte ich mit einer trefflichen Büchse vertauscht, welcher aus zwei gezogenen Läuften schwere Kugeln schoß. Bald bekamen wir auch hinlängliche Beschäftigung; Alligators, wilde Schweine, welche sich gemächlich auf Sumpfhügeln wälzten, flohen bei unserer Annäherung, auch mehrere Deers, eine Art von Hirschen mit Geweihen, aber kleiner als die deutschen Rehböcke, stellten sich zum Schusse. Zwei Schweine und vier Deers waren die Beute des Tages. Unsere Fahrt durch die dichte Wildniß fortsetzend, gingen wir erst am Abend gegen acht Uhr in einer kleinen Bucht vor Anker, wo wir die günstige Fluth abzuwarten beschlossen. Unser Wirth, ein junger, reicher Hindu, hatte Küche und Keller wohl bedacht, wir nahmen ein reichliches Diner ein, und setzten uns nach demselben, die Muskitos durch den Rauch der Cigarren abwehrend, mit unsern Gewehren auf das Dach der Gondel, deren Vordertheil durch angezündete Pechfackeln erhellt wurde. Das Zweckmäßige dieser Maßregel bewährte sich bald. Irrigerweise glaubt man in Europa, daß sich Tiger, Leoparden u. s. w. vor dem Feuer fürchten, dies ist keineswegs im strengen Sinne des Wortes zu nehmen. Allerdings ist in Indien eine brennende Fackel eine bessere Waffe gegen ein Raubthier, als eine Flinte, denn sie schützt den Menschen vor dem Anfalle des Tigers oder des Leoparden, aber von ferne umschleichen die Bewohner

der Wildniß ein angezündetes Feuer mit jener geräuschlosen Schlauheit und Vorsicht, welche dem Katzengeschlechte im Allgemeinen eigen ist. Es liegt in dem Glanze der Flamme etwas Anziehendes, in der erwärmten Atmosphäre etwas Behagliches für diese Thiere, und gerade um sie heranzulocken, pflegt man in Indien Feuer anzuzünden. —

Erwartungsvoll saßen wir längere Zeit ohne Erfolg auf unserm Posten. Ausser dem Gebrüll der wilden Bestien, welche des Nachts auf Raub ausgehen, ließ sich nichts vernehmen, plötzlich rief einer unserer Bootsleute: Bhar! (Tiger), und in der That sahen wir in der Dunkelheit sich Etwas am nahen Ufer bewegen, worauf wir Kugeln absandten. Ob wir getroffen oder nicht, blieb unentschieden, denn am Lande den Erfolg zu untersuchen, würde zu gefährlich gewesen seyn. Nachdem wir lange auf einen zweiten Schuß vergeblich gewartet, streckten wir uns zu einem kurzem Schlafe auf unsere Decken aus, einer der Bootsleute hielt Wache. Nach Verlauf einer Stunde wurden wir von dem Wächter leise geweckt. Der Mond stand glänzend am Himmel, und ließ uns am nahen Ufer drei Rhinozerosse erblicken, welche sich im Schlamm vergnügten. Diese Thiere, in den Sunderbunds nicht größer als ein Pferd, werden hier mehr gefürchtet als die Tiger; ihre Reizbarkeit ist sehr groß, ein Steinwurf bringt sie in die äusserste Wuth, so daß sie sich mit blindem Ingrimm auf ihren Feind stürzen. Läßt

man sie aber ungestört, so bleiben sie harmlos in ihrem sumpfigen Lager. Die ungeheure Körperkraft, die dicke, nur für eine ganz in der Nähe abgeschossene Kugel durchdringbare Haut macht sie zu schlimmen Gegnern; jung gefangen und gut behandelt, werden sie zahm und ganz zutraulich. Da die Rhinozerosse sehr gut schwimmen, und, wenn sie verwundet werden, oft Böte angreifen, so hielten wir es für klüger, nicht auf sie zu schießen, sondern sahen ruhig den seltsamen Spielen dieser unförmlichen Fleischmassen zu. Die Kraft und Gewandtheit, mit welcher sie diese scherzhaften Evolutionen unter einander vollbrachten, war höchst eigenthümlich und sehenswerth, bald trieben sie einander in den Schlamm und die Dschungeln hinein, bald sprangen sie vor Lust brüllend an einander in die Höhe, bald wälzten sie sich auf und neben einander; ihre Bewegungen und Manövers waren so plump-komisch, und doch auch wieder gewandt, daß ich herzlich darüber lachen mußte. Nach einer Stunde verließen wir die unförmlichen, vierfüssigen Groteskkänzer der Sunderbunds, an welche sich nur der wilde Elephant wagt, wie mir unser Führer versicherte. Leider bekamen wir keine Elephanten zu sehen, deren es noch viele in dieser Wildniß giebt.

Gegen drei Uhr des Morgens lichteten wir die Anker, erst um zehn Uhr kamen wir aus den Dschungeln heraus, in eine cultivirtere Gegend; zu beiden Seiten wurden mehrere Plantagen sichtbar. Die Besitzungen des

reichen Hindu erreichten wir gegen Mittag, sie bestanden aus Reisfeldern und Indigopflanzungen. Zwei Factoren, von der Ankunft ihres Gebieters unterrichtet, begrüßten uns ehrerbietig in ihrem Bangalow, welcher von den Hütten der zweihundert Plantagenarbeiter umgeben, mehr als gewöhnliche Bequemlichkeiten bot. Die Vorbereitungen zur Schweinsjagd wurden für den nächsten Tag von allen Seiten getroffen, und ließen mich ein ganz besonderes Vergnügen erwarten.

Ich saß gerade unter der Veranda in Betrachtungen über das Leben der arbeitenden Classe Indiens versunken, deren Loos durch die im Allgemeinen milde Behandlung ganz erträglich ist, als ich eines jener Thiere auf mich loskommen sah, deren Spiele mich den Abend vorher in den Sunderbunds so sehr unterhalten hatten; im ersten Augenblick erwartete ich ganz etwas Anderes, als eine neue Ergötzlichkeit, bald aber zeigte es sich, daß das mich besuchende Rhinozeros ganz zahm und zutraulich war. Es ließ sich nicht nur meine Liebkosungen gefallen, sondern genoß Zucker, zuletzt gar Sodawasser mit Branntwein. Dieses kluge und umgängliche Thier gehörte einem der Factoren, welcher es vor acht Jahren auferzogen hatte, ein komisches Bild gab es, wenn das Thier seinem Herrn gleich einem Hunde, aber mit einer gewissen gemächlichen Plumpheit nachsprang.

Im Laufe des Nachmittags besichtigten wir die Indigo-Plantagen, ein Gegenstand, welcher schon zu oft

beschrieben worden ist, um darauf einzugehen. — Zur Feier der Ankunft ihres hohen, und wie ich bald bemerkte, auch geliebten Gebieters sangen die Hinduarbeiter melodische ernste Lieder, denen wir, in der Veranda den herrlichen Abend genießend, mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschten, bis uns die späte Stunde an das Vorhaben des nächsten Tages mahnte. Es liegt viel Seele, viel Ausdruck in den einfachen Gesängen dieser Nation, sie klingen nicht wie die Vergangenheit, auch nicht wie die Gegenwart, sondern wie die Ahnung der Zukunft. — Ein ähnliches Talent findet sich auch bei den Russen, sie sind in der Musik poetisch, ohne es zu wissen.

Der nächste Morgen fand uns zeitig gerüstet.

Die Jagd des wilden Schweines in Indien ist eine der wenigen Belustigungen der vornehmen Hindu, welche mit körperlicher Anstrengung verbunden sind. Das wilde Schwein gleicht demjenigen Südamerikas, es ist weit größer als die europäischen Arten, aber nicht so gefährlich für den Jäger. Man jagt es zu Pferde mit einem Speer bewaffnet, abgerichtete Hunde treiben es aus seinem Versteck. Unser Wirth hatte Alles trefflich vorbereitet, wir bestiegen gute Pferde, zwei Speere wurden mir zugetheilt; begleitet von einem der Plantagenfactoren, welcher ebenfalls ritt, und gefolgt von ohngefähr funfzig mit Spieß und Dolch bewaffneten Colonisten, begannen wir unsere Suche. Der Sicherheit halber hatte ich meine doppelläufige Büchse umgehangen, da man häufig auf

gefährliches Wild stößt, wo der ein und einen halben Fuß lange und drei Zoll breite Speer, trotz seiner scharfen Spitze, möglicherweise nicht ausreichen konnte; mir erschien diese Vorsicht, namentlich in Betreff der ungewohnten Handhabung der Waffe zu Pferde, nicht überflüssig; die Folge wird zeigen, wie es mir erging. Unsere Hindubegleiter, so wie die wohldressirten Hunde fingen nun an, die Dschungeln, den Lieblingsaufenthalt des Wildes zu durchstreichen; nach Verlauf von einer halben Stunde waren sie auch in der That so glücklich, uns ein Rudel von wenigstens zwanzig Schweinen zuzutreiben, von denen die meisten durch die Hunde gestellt wurden. Zwei Jäger unter uns, mit diesem Vergnügen ganz vertraut, erlegten ihre Beute nach allen Regeln, der dritte, unerfahren, wie ich selbst, gab zu einer komischen Scene Veranlassung, indem er, von zu großem Eifer verleitet, einen so heftigen Stoß mit dem Speer gegen das von ihm auserwählte Thier führte, daß er das Gleichgewicht verlor, und nach seiner ganzen Länge vom Pferde in's Gras fiel, ohne seine Beute zu tödten, welche die Hunde, durch seinen Fall erschreckt, entwischen ließen. Mir selbst erging es nicht viel besser. Vier bis fünf Mal lenkte ich mein geduldiges Roß gegen einen Eber, welcher sich gegen zwei Hunde wehrte, ebenso oft führte ich meinen Speer gegen das Thier, ohne es mehr als einmal, und auch dann nicht tödtlich zu treffen. Da ich besorgte, daß auch mir die Beute entgehen könnte, und bei meinen wiederholten

Versuchen entweder die Hunde, oder gar das Pferd mit dem Speer zu verletzen fürchtete, so nahm ich, gegen alle Jagdregel, und zur großen Ergötzlichkeit meiner Gefährten, in der Noth meine Büchse, und schoß den Eber, in einer Entfernung von zehn Schritten, gerade vor den Kopf!

Wir hatten nun drei Schweine erlegt, und uns mit den Freuden dieser Jagd bekannt gemacht. Unser Wirth, ein junger, ritterlicher Hindu, war so über die Debutleistungen der Dilettanten entzückt, daß er uns ohnfehlbar augenblicklich zur Tigerjagd geführt haben würde, wenn wir alle dazu vollkommen gerüstet gewesen wären, allein da zwei Jäger ohne Büchsen waren, verschob er dieses Vergnügen für ein anderes Mal, und begnügte sich damit, mehrere Tiger durch die Treiber aufjagen zu lassen. — Lachend und befriedigt kehrten wir nach den Plantagen zurück, wo wir ein ächt indisches Mittagsessen, aus Reis und Fisch bestehend, bereitet fanden.

Gegen Abend gingen wir wieder in nnser Boot, in der Hoffnung, daß sich in der Bucht, wo wir Anker warfen, wilde Thiere zeigen würden; — Alles blieb aber öde, nur das Gebrüll des Tigers, und das Geheul der Hyäne erschallte von Ferne durch die Dschungeln. Nach mehrstündigem Warten lichteten wir bei günstigem Winde die Anker, und erreichten wohlbehalten Calcutta.

Während meines Aufenthaltes in Calcutta wurden zwei große, religiöse Feste begangen. Das eine von den Hindu, das andere von den Muselmännern.

Das Hindu-Fest, Sree Punchomy Poodja (Göttin Punchomy's Fest), fiel am dreiundzwanzigsten Tag des Monats Maugh, (am vierten Februar), und dauerte drei Tage. Die Göttin Punchomy ist die Göttin der Fruchtbarkeit, und steht insbesondere den Erndten vor; sie wird als eine tanzende Frau dargestellt, welche die eine Hand gen Himmel erhebt, und die andere, gleich der mediceischen Venus, zur Verhüllung gebraucht. Am Vorabende des Festes fuhr ich nach der Vorstadt Chitpore, wo die Künstler ansässig sind, deren ausschließliche Beschäftigung das Formen der Götzenbilder ist. Sie bilden eine besondere Kaste. Da diese Thonbildnisse der Götter nach dem Hindu-Ritus nur einmal gebraucht werden dürfen, und sobald ihr Fest gefeiert worden, entweder verbrannt, oder in den Ganges geworfen werden müssen, so kann man bei der Unzahl von Göttern und Untergottheiten leicht ermessen, daß die Künstler Jahr aus Jahr ein sehr beschäftigt sind. In Chitpore wurde mir der Eintritt in die Fabrik der Götterbilder nicht gestattet, weil die Arbeiter gerade beim Essen waren, und die Anwesenheit eines Ungläubigen nach dem Wahn gewisser niederer Kasten die Speisen verunreinigt, man brachte mir daher die schönsten Statuen der Punchomy in die Veranda. Sie waren in der That gut gearbeitet, und mit Gold, Silber und glänzendem Gestein, ächt und unächt, — nicht ohne Geschmack verziert. Der Preis war daher auch sehr verschieden, ich sah Statuen zu einer halben Rupie bis zu

1000 Rupien, so daß für den Aermsten, sowie für den Reichen große Auswahl statt findet. Alle werden jedoch, ohne Rücksicht auf ihren Werth und Schmuck, nach Beendigung des Festes der Göttin Punchomy von den gläubigen Besitzern den Fluthen des Ganges überliefert, um, oft vor ihren Augen, von den europäischen Matrosen des Goldes und Silbers wegen, aufgefangen zu werden. Unbegreiflich bleibt es, wie sich Ehrfurcht und religiöse Schcu unter jenen Menschen erhält, wenn sie sehen, daß Ungläubige die von den Braminen eingesegneten und von Gläubigen hoch verehrten Götter ungestraft plündern und verstümmeln dürfen! Wenn sich der reine, unentstellte Glaube an ein höchstes, Alles regierendes Wesen mehr in Indien verbreitet haben wird, wie ihn die monotheistische Lehre auch in den Wedas verkündet, müssen am Ende die Strahlen der Vernunft durch die Finsterniß brechen; gegenwärtig ist dafür jedoch noch wenig Hoffnung, indem, wie bereits erwähnt, unter dem Volke die Vielgötterei noch in hohem Ansehen steht. Die Aermern stellen ihre Götter in ihren Hütten auf, bei den Reichen erblickt man sie in der als Tempel dienenden Halle der Paläste. Drei Tage wurde die Sree Punchomy durch Opfer, Tänze und Hymnen verehrt, auch in der Halle des Palastes, wo ich wohnte, war die Göttin der Erndten aufgestellt, und empfing die Huldigungen der Hindudiener. Am dritten Tage der Poodjah fuhr ich mit dem Sohne des Hauses nach einer der vornehmsten Pagoden, wohin

von allen Seiten Statuen der Punchomy gebracht wurden. Ueber diese sprachen die Braminen nochmals den Segen; mit Paukenschlag und Zymbelklang zog hierauf die lange Procession nach den Ufern des Hoogly, wo die Göttin dem heiligen Strome feierlich anvertraut wurde.

Jeden Monat finden zwei bis drei religiöse Feste Statt, die meisten dauern einen oder zwei Tage, sie sind die Ruhe- und Vergnügungsabschnitte der Hindu, da diese einen regelmäßigen Sonntag nach europäischen Begriffen nicht kennen. Das größte aller Feste ist die im September fallende Doorgah Poodjah. Während der acht Tage, welche dafür bestimmt sind, ruhen alle Geschäfte, man überläßt sich ganz den Vergnügungen und Opfern, denn merkwürdigerweise werden die religiösen Ceremonien zu weltlichen Freuden, ohne dadurch an ihrer Weihe zu verlieren, — Musik und Tanz sind geheiligt, so wie in Europa die oft weltlichen Processionen der katholischen Pilger; in der Doorgah Poodjah überläßt sich der Hindu denselben Genüssen, wie der Europäer in seinem rauschenden Carneval, nur mit dem Unterschiede, daß dem Bacchus nicht geopfert werden kann, wie denn überhaupt Mäßigkeit und Nüchternheit eine Hauptzierde dieser Nation, und eine Frucht weiser Gesetze der indischen Religion sind. Die ursprünglichen Lehren der Wedas sind so sittlich, so erhaben, daß man nur die Entstellung zu beklagen hat, welche Fanatismus und Eigennutz daran begangen haben; man sieht daraus recht deutlich, daß die frühern Verehrer

der reinen Naturanbetung keineswegs auf einer viel tiefern Stufe sittlicher Bildung standen, als die jetzige Generation; denn jene erhabenen, moralischen Lehren waren ursprünglich für sie von wohlwollenden, edeln Männern verfaßt, und erst später wurde durch die Hinneigung zum Polytheismus den Priestern eine höhere Gewalt eingeräumt, ohne daß deshalb die Bildung und Religiosität gestiegen wären. Dieser Stillstand fällt lediglich der Hierarchie zur Last, und wird auch von der englischen Regierung deshalb wenig bekämpft, weil das Regiment im Gebiete des blinden Glaubens das bequemste ist. Die Maßregeln, welche, wie ich früher erwähnte, von mehreren aufgeklärten, vornehmen Hindu im Interesse der Nation genommen worden sind, um Licht und Aufklärung zu verbreiten, dringen noch nicht in die eigentliche Masse des Volkes, oder in das Innere der Nation ein, erst nach und nach wird man die Wirkungen dieses edeln Bestrebens in einer veränderten Geistesrichtung erkennen und würdigen lernen.

Das muhamedanische Fest, welchem ich beiwohnte, heißt Muhurum; es dauert zehn Tage und eben so viele Nächte. Seine Bedeutung ist doppelter Art, einmal wird es zu Ehren El Hussein, des Enkels Mahomeds, welcher in der Schlacht von Kurbela den Märtyrertod fand, begangen, und zweitens ist es ein Erinnerungsfest an den Tag, an welchem Adam zuerst Eva erblickte. Nach der mohamedanischen Glaubenslehre fand diese erste Begeg-

mung am zehnten Tage des Muhurum Statt. Einige der zehn Tage werden durch strenges Fasten und eifriges Beten gefeiert; in den beiden letzten Tagen hört aber alles Fasten auf, und es beginnt die Doppelfeier in erhöhtem Maße. Die Moscheen werden mit Blumen geschmückt, am Abend von innen und von aussen hell erleuchtet, Hütten in deren Nähe von Laub erbaut, bieten den Gläubigen Ersatz für entfernte Caffeehäuser; Sorbet, Thee, Eingemachtes und frische Früchte werden von allen Seiten geboten, während Hussein's Lob aus dem Munde frommer Sänger ertönt; überall erblickt man Gruppen fröhlicher Menschen. Diejenigen, welche die Mährchenerzähler, umgaben, um Hussein's Märtyrergeschichte mit vielen Ausschmückungen zu vernehmen, waren die belebtesten.

Am Abend begannen die Schwerdtertänze zu Ehren der Heiligen, ein Gebrauch, welchen die in Indien lebenden Muselmänner von den Hindu angenommen haben. Diese auf öffentlichen Plätzen gehaltenen Tänze sind wirklich sehenswerth. Ein großer, von Pechfackeln erhellter Kreis bildete die Arena. Plötzlich sprangen zwei der vorzüglichsten Fechter, mit Schild und Schwert bewaffnet, in den Circus, ihre Aufgabe war, eine Darstellung von dem Tode Hussein's zu geben. Nachdem die beinahe ganz nackten, edel gebauten Gladiatoren gegenseitig ihre Kunstfertigkeit im Fechten gezeigt, fiel derjenige, welcher die Rolle des Heiligen übernommen, zu Boden, und zwar

mit außerordentlicher Gewandtheit und Natürlichkeit in seiner Stellung; triumphirend blickte der Sieger auf ihn nieder, während die zahllose Menschenmasse ihr Salàm Hussein, Hussein, Hussein nicht rief, sondern brüllte.

Die nächtliche Beleuchtung, das Schwerterklingen und Blitzen der unbekleideten Athleten verlieh diesem Schauspiele eine ganz besondere Wirkung.

Am zehnten Tage des Muhurum werden in Durhomtollah, dem Stadttheil, in welchen die meisten Muselmänner wohnen, überall heilige Gräber und Mausoleen, als Nachahmung der Ruhestätte des heiligen Märtyrers errichtet; einige dieser Mausoleen waren in der That prachtvoll, alle aber mit Geschmack und Sorgfalt erbaut. Mit Tambourin-, Pauken- und Zymbelklang umzieht sie die gläubige Menge in endloser Procession, um den festlichsten aller Tage, den zehnten des Muhurum zu feiern. Die Nacht findet die Gläubigen in der ausgelassensten Fröhlichkeit, ja bei den tollsten Ausschweifungen, Lärmen und betäubende Musik erfüllt die Lüfte bis zum frühen Morgen, dem eilften Tag des Muhurum, an welchem die Nachbildungen des heiligen Grabes in den Hoogly versenkt werden.

Ein Hindu, mit welchem ich befreundet war, führte mich am letzten Tage des Muhurum zu einem ihm bekannten, reichen, muhamedanischen Kaufherrn. Der Empfang war äusserst günstig; eine gewählte, zahlreiche Gesellschaft, worunter auch einige Engländer und Hindu,

hatte sich in dem Versammlungszimmer eingefunden. Caffee, Thee, Sorbets und Pfeifen wurden herumgegeben. In einem dazu besonders eingerichteten Saale war ein prachtvolles Mausoleum Husseins aufgestellt, fromme Moslems knieeten auf den schönen Teppichen, das Haupt tief zur Erde geneigt. Auch wir wurden aufgefordert, einzutreten, jedoch erforderte die Heiligkeit des Ortes das Ausziehen der Schuhe, eine Ceremonie, welche den Europäer befremden und überraschen kann; glücklicherweise waren meine Strümpfe tadellos, was auf einer so langen Reise nicht immer durchgängig zu garantiren ist, mir in gegenwärtigem Falle aber eine große Beruhigung gewährte, da man nicht mit Unrecht sich vor dem Ridicule scheut, weil es die unvergeßlichsten Eindrücke erzeugt. Gegen Abend erschienen Sänger, Musikanten und Tänzerinnen, deren Leistungen ich, gleich einem ächten Moslem, auf weiche Kissen hingestreckt, und meinen Tschibuck rauchend, bis gegen Mitternacht beiwohnte. Auf der Straße war die Nacht in Tag umgewandelt, überall Singen und Springen, Schießen, Fechten, Jubeln und Lärmen. Da früher bei dem Muhurum öfters Reibungen zwischen den Muselmännern, Hindu und Christen vorgefallen sind, so dürfen die Processionen und Tänze jetzt nur in den muselmännischen Stadttheilen ausgeführt werden.

Als vor mehreren Jahren die Nachricht von der Niederlage der Engländer in Cabul, gerade zu der Zeit des Muhurum, in Calcutta eintraf, überließen sich die

Moslems, der ausgelassensten Freude wegen dieses Sieges ihrer Glaubensgenossen; die Folge war, daß die englische Regierung aus Besorgniß noch zwei Regimenter Infanterie von dem nahen Barakpore kommen ließ. Seit jener unverhehlten Antipathie wird die muselmännische Bevölkerung sorgfältig überwacht.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Stadt der Paläste, welche mir durch viele neue Freunde lieb geworden war, riefen mich meine ältern Verbindungen nach Europa zurück. Die Bremer Brigg, die Auguste und Meline, mit deren Capitän ich die schönen Ufer des Hoogly bereiste, lag noch im Hafen, um nach England zu segeln. Unter sehr billigen Bedingungen ließ ich mich zur Rückreise, um das Cap der guten Hoffnung, einschreiben; war dieser Weg auch bei weitem länger, so blieb mir doch St. Helena als leuchtender Stern; dieser Denkstein der vielgerühmten englischen Diplomatie!

Sobald meine Hindufreunde von meiner Abreise hörten, besuchte mich der vornehme Eingeborne, welcher mich so gastlich bei sich aufgenommen, und dessen Palast ich beschrieben habe, in meinen Zimmern. Er kam, sein Versprechen zu lösen, und mich abzuholen, um mich seiner Gattin und Tochter vorzustellen; es galt die Betretung des geweihten, dem Fremden eigentlich streng verschlossenen Zenanah.

Fünf bis sechs Dienerinnen, welche uns das Heiligthum öffneten, waren nicht wenig erstaunt, mit ihrem

Herrn einen unbekannten Europäer eintreten zu sehen. Die Gattin meines Freundes, denn das war er mir geworden, fand ich, von ihren Dienerinnen umgeben, in einem mit allem indischen Luxus eingerichteten Zimmer. Sie waren von dem ungewöhnlichen Besuche unterrichtet. Gegen mein Erwarten wurde ich von dieser Dame und ihrer vierzehnjährigen Tochter auf ganz europäische Weise empfangen, und in dem reinsten Englisch begrüßt. — Nach einer langen und lebhaften Unterhaltung, welche ich nach den Wünschen meines Freundes auf die sociale Stellung der Frauen in Europa gelenkt hatte, befahl sie ihren Dienerinnen, uns Eis und Confect zu bringen. Beinahe zwei Stunden verbrachte ich in einem interessanten Gespräche mit diesen Damen, und als ich bei dem Abschied die Hoffnung aussprach, bald Indiens Frauen, ausser der Zenanah, auch in den europäischen Gesellschaftszirkeln zu sehen, lächelte Beebee, (gleich bedeutend mit My Lady), wenn auch nicht gläubig, doch sehr graziös und freundlich. Beebee, ein Ehrentitel der hohen indischen Aristokratie, wird stets hinter den Familiennamen in der Schrift- und Umgangssprache gesetzt.

Die Gemahlin meines Freundes schien mir ohngefähr dreißig Jahre alt zu seyn, ihre Gesichtsfarbe war die einer Andalusierin, ihre Tournüre vornehm europäisch. — Ein Turban, von feinem weißen Muslin, umwand das dunkle Haar, nach Art der orientalischen Frauen, ein Diamanthalsband und Ohrringe zeigten einen guten,

einfachen Geschmack, denn nichts ist so häßlich wie das Ueberladene und Absichtliche in dem Schmuck der Damen, — ihr Gewand bestand aus feinem, weißen Dacca-Muslin, ein, nach indischer Sitte drappirter, kostbarer Shawl bedeckte die Schultern; die Füsse, ohne Strümpfe, wurden an den Knöcheln durch dicke, goldne Reifen, an den Zehen durch goldne Ringe geziert; ein Paar goldgestickte Pantoffeln standen neben ihr.

Der Anzug ihrer Tochter — Chundergull, anmuthige Rose — war dem der Mutter ziemlich ähnlich, nur trug sie keinen Turban; ein Stirnband und goldne Nadeln umschlossen und fesselten das glänzend schwarze, volle Haar. Die Gesichtszüge beider Damen waren edel und ausdrucksvoll; mehr noch als ihre äussere Erscheinung überraschte mich die wissenschaftliche und feine, gesellige Bildung derselben, Musik, Malerei und schöne Litteratur waren ihre Erholung, Leichtigkeit und Gewandtheit in der Unterhaltung die Früchte innerer Ausbildung, und ein unabweisbares Zeugniß für den hohen, geistigen Standpunkt der Männer, auf deren Umgang diese Damen ausschließlich angewiesen waren. Mehrere vornehme indische Frauen haben bereits Bekanntschaft mit englischen Damen aus den höchsten Ständen, es ist also anzunehmen, daß sich die Emancipation der erstern aus ihrem innern Gefühle, aus dem, allen gebildeten Frauen eigenen, feinen Unterscheidungsvermögen, aus ihrer natürlichen Hinneigung zu edleren Formen der Gesellschaft, früher und leichter

entwickeln wird, als dies durch eine gewaltsame Bekämpfung der Vorurtheile zu erreichen sein dürfte.

Es blieb mir nun nur noch übrig, allen Pflichten der Artigkeit gegen meine Freunde nachzukommen, ich that es mit wahrer, aufrichtiger Dankbarkeit.

An einem sommerhellen Morgen des Februar geleiteten mich zwei meiner indischen Bekannten an Bord des Bootes, in welchem ich der Auguste und Meline, die einen Tag früher Calcutta verlassen hatte, aber nur langsam den Strom hinunter kommen konnte, nachsegelte. — Bald entschwand Fort William meinen Augen.

So lange die Ebbe günstig war, gingen wir rasch den Hoogly hinunter, als aber die Fluth mit aller Kraft eindrang, konnten meine Ruderer nicht mehr dagegen ankämpfen, zwei davon sprangen an's Ufer, um das Boot weiter zu ziehen. Ein günstiger Wind hatte unterdessen die Auguste und Meline schneller vorwärts gebracht, als vorauszusehen war, die Ruderer waren ermüdet, ich ging daher an's Ufer, und befahl ihnen, mir so rasch als thunlich zu folgen. In der Hoffnung, dadurch einen Vorsprung zu gewinnen, setzte ich meinen Weg zu Fuße fort. Bald mußte ich Dschungeln, bald Reisfelder durchschreiten. Auf letztern lagen viele Gebeine und Schädel, welche der heilige Fluß ausgeworfen hatte; er beherbergt die Opfer des Fanatismus nur kurze Zeit! Durch meinen Geruchssinn wurde ich zu einem Versteck geführt, in welchem sich mehrere sogenannte Pariahunde, eine Art wilder

Hunde, um die Ueberreste eines frommen Hindu stritten! Der Anblick war entsetzlich! ein aufgeschwollner Leichnam wurde von den gierigen Thieren bald an den Füßen, bald an den Armen im dicken Schlamme hin- und hergezerrt. Dies war die letzte und traurige Mahnung an die religiösen Zustände der Hindu, welche vor meine Augen trat. Endlich wurde die Fluth ruhig, ich bestieg mein herangekommenes Boot, und erfuhr von mir begegnenden Schiffen, daß die Auguste und Meline in Falta vor Anker liege. Gegen acht Uhr Abends erreichte ich meinen Aufenthaltsort für die nächsten Monate ohne weitere Unterbrechung.

Ausser dem Capitän und meiner Wenigkeit befand sich noch ein sehr unterrichteter, gebildeter Mann an Bord, es war also Hoffnung zu einer erträglichen, unterhaltenden Reise; bei einem einförmigen Seeleben, welches mehrere Monate umschloß, ist die Zusammensetzung der ganz auf einander angewiesenen Reisegesellschaft von nicht geringer Wichtigkeit.

Es blieb uns noch Zeit Falta einige Augenblicke zu besichtigen.

Nur wenige Europäer hatten sich in diesem elenden, ganz in den Dschungeln verborgenen Orte angesiedelt, um die anlegenden Schiffe mit den kleinen Bedürfnissen des Lebens zu versorgen; die Hindu, welche Falta bewohnen, sind arme Fischer. Mit der Ebbe lichteten wir die Anker, und gelangten bis Mudd Point, wo wir sie

wegen der starken Strömung und widrigen Winde bereits wieder einsenken mußten. Ich gedachte nicht ohne Neid der die Wellen und Winde besiegenden Dampfkraft, und ging mit meinem neuen Reisegefährten an's Land, um in den Dschungeln eine Beschäftigung für unsere Gewehre zu suchen.

Mudd Point ist eine kleine, völlig unbewohnte Insel des Hoogly; Schwärme wilder Tauben und Beccassinen rauschten an uns vorüber; ausser ihnen zeigte sich kein lebendes Wesen. Im Begriff, nach unserm Schiff zurückzukehren, vernahm ich plötzlich ein Geräusch, dem ähnlich, das wir im Deutschen bei den Katzen mit dem Namen „Schnurren“ bezeichnen. Wohl damit bekannt, daß hier Tiger und Leoparden zu Hause sind, sprang ich zurück, um Rath mit meinem Begleiter und den beiden Matrosen zu halten, welche uns gefolgt waren, um die Jagdbeute zu tragen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Dschungeln in Reihe und Glied zu durchschreiten; dies geschah mit gespanntem Hahn und gezogenem Dolche. Von dem drohenden Geräusche ließ sich jedoch nichts wieder vernehmen, nur der bisamartige Geruch, welcher den Tigern eigen ist, verrieth uns, daß sich unser Feind, wahrscheinlich eben so erschreckt wie wir, zurückgezogen hatte. Bald gingen wir wieder an Bord; wir passirten Kedgeera, eine mitten in den Dschungeln gelegene englische Station.

Der nächste Morgen zeigte uns die schon früher erwähnte Insel Sanger, an welcher wir kurze Zeit ankerten,

um die als Wallfahrtsort berühmte Pagode zu besehen. Dies war jedoch, wenn man diejenigen von Kilkarey und Rammiseram kennt, wenig belohnend. Alles war hier nur eine schwache Wiederholung jenes Glanzes; Architectur, sowie innere Ausstattung blieben weit hinter meinen Erwartungen zurück.

Die Auguste und Meline ist eine schon alte Bremer Brigg von ohngefähr dreihundertundzwanzig Tonnen, nach Lloyd's Liste würde sie unter A. I classificirt werden. Unsere Bemannung besteht aus dem Capitän, einen sehr umgänglichen, erfahrnen Seemann, aus einem Steuermann und zwölf so tüchtigen, erfahrnen Matrosen, wie deutsche Schiffe auf langen Reisen vorzugsweise zu haben pflegen. Nach Art der amerikanischen Packetschiffe befand sich auf dem Verdeck eine sogenannte Hütte, sie war unser Gesellschafts- und Speisezimmer. Der bedeckte Raum vor derselben diente uns als Lesezimmer, es war kühl und luftig, wie es das Clima erheischte. Die für zehn Passagiere eingerichtete Cajüte theilte ich mit meinem Reisegefährten, mehrere Kisten Indigo, mit Decken und Matten belegt, waren unsere Ottomanen.

Die Lebensweise an Bord war sehr einfach, wie dies unsere Vorrathskammern verlangten, der Luxus Calcuttas war verschwunden. Eine Erbsen- oder Bohnensuppe, Speck und Salzfleisch, dann und wann Sauerkraut, zweimal wöchentlich, als Auszeichnung, Stockfisch oder Pudding, und endlich des Sonntags als Leckerbissen eine

Hühnerbouillon, so lange der Vorrath an Hühnern dauerte, dies war unsere gesunde, nahrhafte, aber von dem Speisezettel in Pondichery etwas abweichende Kost. Gutes Wasser fehlte nicht, auch Wein und Bier stand uns zu Diensten, nur Brod vermißten wir; doch auch an den nüchternen Schiffszwieback gewöhnt man sich, und so waren wir denn im Ganzen genommen mit unserer Lage nicht unzufrieden, obgleich unsere Lebensweise sich so sehr vereinfacht hatte.

Auf der See zählt man die Tage und Stunden einer günstigen Fahrt nicht, man erinnert sich eigentlich nur der Windstillen und der Stürme. In der Bucht von Bengalen hatten wir die erste Stillstandsperiode, zehn Tage lang, bei einer brennenden Sonnenhitze auszuhalten. In dieser harten Prüfung war der Fischfang unsere größte Erholung, ausser vielen Delphinen und Boniten hatten wir das Glück, drei Haifische und zwei Schildkröten zu erlangen; Letztere eröffneten unserer Tafel für einige Zeit eine neue Aera. Schlafend trieben diese Thiere auf dem wellenlosen Meere; der Steuermann, mit zwei Matrosen in ein Boot ausgesetzt, wußte sie geschickt zu fassen, um sie dann mit Hülfe der Leute in's Boot zu ziehen. Die eine war sehr groß und von bedeutendem Gewicht.

Fast immer mit günstigem Winde steuerten wir fünf Wochen lang unsern Cours; zum Glück hatten wir keinen tüchtigen Sturm, unser schwer beladenes Schiff würde ihn nicht ausgehalten haben. Unser Leben war einförmig,

doch gesellig angenehm, Lesen, Kartenspielen, und das Studium der hindostanischen Sprache füllten meine Zeit aus. Zur Unterhaltung hatten wir eine kleine Menagerie mitgenommen, Affen, Papageien und eine Menge anderer Vögel mußten die Langeweile vertreiben helfen. Ein großes sogenanntes Chittagony=Huhn hatte sich so an mich gewöhnt, daß es mir, gleich einem treuen Hunde, nachlief. Die übergroße Anhänglichkeit dieses Thieres hätte mich aber beinahe um ein Auge gebracht; denn als ich eines Tages auf einer Bank eingeschlafen war, setzte es sich auf die Lehne derselben, und versetzte mir, in der Absicht eine Fliege wegzufangen, einen so heftigen Hieb in das Auge, daß ich wochenlang daran zu leiden hatte.

Nach einer Reise von sechs Wochen passirten wir bei fast gänzlicher Windstille Madagascar so nahe, daß wir mit einem guten Fernrohre die Hütten und Bäume am Ufer erkennen konnten. Unser Steuermann sagte mir, daß die Eingebornen ein tückisches, verrätherisches Volk seyen.

Vierzehn Tage später erblickten wir die Kapstadt, den Tafelberg und Löwenberg, und verkehrten durch Signale mit den Wachen des Fortes im Hafen; ein Boot mit Hottentottenfischern brachte uns frische Fische und Obst an Bord. Leider mußte mein Wunsch, das Land zu betreten, unerfüllt bleiben.

Am vierundzwanzigsten April Nachmittags sahen wir St. Helena vor uns auftauchen. Leider trat plötzlich eine

neue Windstille ein; nur langsam glitt unsere Brigg um die Insel herum, uns vollkommen Zeit lassend, ihre öden, abentheuerlichen Formen zu betrachten. Erst am nächsten Morgen ankerten wir in der Bay von James Town.

Der Quarantaine-Gesetze halber mußten wir den Besuch des Arztes abwarten, bevor wir das Ufer betreten durften; er erschien um sieben Uhr, und gestattete uns, nach den üblichen Formalitäten, die Communication mit dem Lande. Schon von Tagesanbruch an war ich auf dem Deck, um mich den Eindrücken hinzugeben, welche St. Helena in mir hervorrief. — Hier war es, wo Napoleon in der Verbannung lebte und starb! Hat man auch seine Asche nach Frankreich gebracht, so wird St. Helena, dieser öde, majestätische Felsen, doch stets das schönste, großartigste Denkmal für den Eroberer der halben Welt bleiben. Die Aussenseite dieser Insel ist wahrhaft erhaben. In der Ferne erschien sie uns als eine zackigte, schwarze Felsenmasse, je mehr wir uns näherten, desto colossaler ragten die 800—1200 Fuß hohen Felsenwände senkrecht aus dem Meere empor, das Ganze glich einem ungeheuren Mausoleum, würdig, die Ueberreste des größten Mannes seiner Zeit in sich zu bewahren. Nur in vier kleinen Buchten, welche die Häfen bilden, ist diese von der Natur gebildete Festung zugänglich. Die Schiffe müssen sich, um Grund zu finden, ganz unter das Land legen, denn schon auf Kanonenschußweite vom Ufer ist die Tiefe des Meeres unermeßlich. Die sämmtlichen Ufer der Insel sind durch

einzelne, rings um gut angebrachte Forts und Batterien vertheidigt, wo es an Platz zur Aufstellung der Kanonen mangelt, hängen sie in Ketten, ganz so wie in Gibraltar. Diese Sicherheitsmaßregeln rühren noch aus der Zeit her, wo der Kaiser hier als Gefangener thronte, jetzt werden die Befestigungen sorgfältig erhalten, da die englische Regierung, welche sich St. Helena von der ostindischen Compagnie abtreten ließ, sehr wohl eingesehen hat, welch ein wichtiger Punkt diese Insel für den Fall eines Krieges sey.

Der Umfang von St. Helena beträgt ohngefähr sechs deutsche Meilen. — Der ganz vulkanische Boden zeigt häufig Basaltformationen. Nur auf einer, ohngefähr zwei Meilen großen, im Mittelpunkte der Insel gelegenen Hochebene herrscht üppige Vegetation, im Uebrigen sind nur wenige Schluchten und kleine, durch Bäche bewässerte Thäler productionsfähig. Viele Stellen der Insel sind öde, wie die Wüste Arabiens, man erblickt nur Sand, Steine und Lava; kein Baum, kein Strauch entsprießt dem unwirthbaren Boden. Der höchste Punkt heißt der Diana-Berg, und wird etwa auf 2700 Fuß geschätzt.

Viele französische Schriftsteller haben das Clima als ungesund geschildert, um die Lage des kaiserlichen Gefangenen noch beklagenswerther darzustellen, mehrere glaubwürdige Personen versicherten mir aber das Gegentheil, es soll sehr zuträglich und angenehm seyn, da Land- und See-Winde die tropische Hitze mildern.

Wo der Boden productionsfähig ist, erzeugt er Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Orangen, Cocusnüsse, Datteln, sowie auch Getreide. Wilde Tauben, Fasanen, Rebhühner, wildgewordene Ziegen und Schweine bewohnen die Holzungen und Schluchten. Pferde und Rindvieh giebt es nur in sehr geringer Anzahl. Die Bevölkerung, ein von den Portugiesen abstammender, nicht großer, dunkelfarbiger Menschenschlag, besteht aus ohngefähr dreitausend Köpfen, zweitausend Mann englischer Truppen bilden die Besatzung. Die Religion der Einwohner ist die katholische, die Landessprache die englische.

Man kann annehmen, daß sich eintausend Schiffe alljährlich in St. Helena verproviantiren. Dies würde unmöglich seyn, wenn man dabei nicht vom Cap der guten Hoffnung aus unterstützt würde. Vier bis sechs große Schooner unterhalten eine regelmäßige Verbindung zwischen Capetown und St. Helena; Schafe, Rinder, Geflügel, Kartoffeln, Mehl, Gemüse und Wein sind die Import-Artikel vom Cap; Frankreich und England liefern Brandwein, Schiffszwieback, gesalznes Fleisch und alle wünschenswerthen Luxus- und Lebensbedürfnisse, ohne daß jedoch der Markt damit je überführt wäre.

Ausser dem Hauptorte Jamestown giebt es keine Stadt, nicht einmal ein Dorf auf dieser Insel, sondern nur noch einige zerstreute Gehöfte. Der Blick auf Jamestown, von der See aus, ist malerisch, die Bastionen und Festungswerke bilden den Vordergrund, ein enges Thal

birgt die Stadt selbst, im Hintergrunde erscheint Longwood und Plantationhouse, rechts auf einem Hügel Ladderhill, zu welchem eine ohngefähr siebenhundert Fuß hohe, steile Treppe führt, stehen die Sternwarte, das jetzige Gouvernements-Haus, sowie der Telegraph und Signalposten. Im Hafen lagen einige vierzig Schiffe, meistens Engländer, Amerikaner und Holländer. Auch der Grecian, eine englische Kriegsbrigg, war mit einigen Prisen von der Küste von Afrika hier angekommen, und hatte mehr als dreihundert Neger gelandet. Trotz dem, daß jährlich wenigstens tausend Schiffe in St. Helena ankommen, sieht man deren doch selten mehr als fünfundzwanzig bis dreißig auf einmal im Hafen liegen, die Mehrzahl hält sich nur einen bis zwei Tage auf, um Proviant oder Wasser einzunehmen.

Nach Beendigung aller Quarantaine-Formalitäten kamen zwei Associés der ersten Proviantverkäufer an Bord, um uns abzuholen. Wir legten an eine breite, steinerne Treppe an, von wo aus uns der Weg durch ein starkbefestigtes Fort führte, dessen Batterien von vierzig Kanonen und zwanzig Bombenkesseln das Landen einer feindlichen Flotte sehr schwierig machen dürften. Hierauf betraten wir die Stadt, welche eigentlich nur aus einer Hauptstraße mit einigen rechts und links führenden Nebenstraßen besteht. Die Bauart ist im englischen Geschmack, nett und reinlich, das ganze Aeussere freundlich und gefällig.

Während der Capitän für die Verproviantirung unseres Schiffes besorgt war, wählte ich einen kleinen einspännigen Wagen, um, von einem Führer begleitet, die Merkwürdigkeiten des Ortes in Augenschein zu nehmen.

Unser Weg ging zuerst zu Napoleons Grab. Die Auffahrt von dem Hotel aus, wo ich abgestiegen, war im Anfange so steil, daß ich noch nicht begreife, wie uns das kleine Pferd auf die Anhöhe bringen konnte; rechts unter uns lag die Stadt. Von oben auf dieselbe herabsehend, kamen wir an der schönen, neuen Caserne vorüber, dann zu dem reizend gelegenen Garten einer englischen Dame, und endlich zu dem Hause eines Herrn Barbers, historisch denkwürdig, weil in diesem unansehnlichen, nur aus Parterrewohnungen bestehenden Gebäude der Kaiser bei seiner Ankunft zuerst wohnte. Der Mann, zu dessen Verfügung wenige Monate vorher die glänzendsten Paläste Europas standen, mußte sich hier mit einem mehr als bescheidenen Obdach begnügen, bis sein eigentliches Gefängniß vollendet war. Je höher wir bergan fuhren, desto frischer und erquickender wurde die Luft, desto weniger spärlich die Vegetation. Tannen, Weiden, Oleander und wilde Jelängerjelieber-Sträuche neigten ihre grünen, blühenden Zweige über duftendes Geranium. Plantationhouse, einst der Wohnsitz Sir Hudson-Lowe's, dieses berüchtigsten aller Kerkermeister, blieb zu unserer Rechten. Nach einer halbstündigen Fahrt den Berg hinan, stiegen wir aus; wenige Schritte führten uns in ein

kleines Thal, und von da in das Haus einer Mrs. Talbot. Mrs. Talbot, eine englische Dame von guter Familie, soll, wie man mir in Jamestown sagte, einst in bessern Verhältnissen gelebt haben. Seit dem Tode ihres Gemahls wurde sie jedoch, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, gezwungen, aus Napoleons Grab eine für zwei Schilling (sechszehn gute Groschen) zu sehende Curiosität zu machen, da ihr zwar der Prinz von Joinville, als er die Ueberreste des Kaisers abholte, eine ausreichende Pension versprochen hat, dieselbe aber bis jetzt noch nicht von der französischen Regierung gewährt worden ist.

Das kleine Thal, welches das Haus der Mrs. Talbot umschließt, ist das einzige frische und grüne in der Nähe von Longwood. Beinahe täglich besuchte der Kaiser dieses Thal, und sehr häufig auf seinem Rückwege Herrn Talbot, sich wohlwollend mit dessen Frau und Kindern unterhaltend. Von da pflegte er zu einer, einige hundert Schritte entfernten, aus einem Felsen herausspringenden Quelle zu wandeln. Hier erfrischte er sich durch einen Trunk Wasser aus einem, für ihn stets bereit stehenden Becher, setzte sich auf eine von Bäumen umschattete Steinbank, und las, oder saß regungslos, in tiefes Nachdenken versunken, den ernsten Blick auf die Erde geheftet! Mrs. Talbot sagte mir, daß sie ihn oft Stunden lang in dieser Stellung sah. Welche Gefühle mögen da die Seele des Verbannten durchzogen haben!

Nur wenn man St. Helena selbst besucht, kann man sich einen Begriff von dem machen, was der gewaltige Mann daselbst empfunden und gelitten; der Ort und die übrigen Verhältnisse seiner Verbannung mußten, allen psychologischen Vermuthungen nach, seine größte Qual seyn. Nicht das Clima, nicht der enge Raum, der ihn umschloß, nicht das Benehmen Sir Hudson Lowe's waren es, meiner Ansicht nach, was ihn am meisten ergreifen mußte, nein! das Oede, Schauerlich-Erhabene der Gegend erschütterte sein inneres Gefühl gewiß am tiefsten und schmerzlichsten, es erfüllte sein Herz mit der ganzen Trostlosigkeit des Unglücks und der Verbannung. Saß er nachdenkend an jener Quelle, welche noch heute seinen Namen führt, so war eine grünende Umgebung von wenigen Schritten sein einziger Reichthum, sein ganzes Erdenglück, denn vor ihm lag eine teife Schlucht von Basalt und Lava gebildet, über sie hinaus am ganzen Horizont — das endlose Meer!

Als der Kaiser sein Ende herannahen fühlte, ließ er Herrn Talbot kommen, und ersuchte denselben, ihm in der Nähe der Quelle so viel Platz zu gönnen, als sein Grab einnehmen würde. Hätte Herr Talbot dies verweigert, so würde der Mann, welchem die Welt zu klein war, nicht einmal über so viel Erde haben gebieten können, als nöthig war, um seinen Leichnam zu bedecken. Man würde ihm eine andere, wahrscheinlich weniger freundliche Ruhestätte angewiesen haben.

In diesem letzten Wunsche, in dieser letzten Sorge des Gefangenen liegt ein unnennbarer Schmerz, denn er hatte den Ort seiner Grabstätte in der Verbannung gewählt, und — lieb gewonnen. Es war die Rückkehr des gefesselten Riesen in den Schooß der Erde, die Sehnsucht nach Ruhe, die Ueberwältigung dieses gigantischen Geistes durch die Leiden des lebensmüden Körpers, und die trostlose Einsamkeit der Verbannung.

Ein eisernes Gitter, nahe am Kaisersquell, bezeichnet das ehemalige Grabmal. Wir stiegen in das zehn Fuß lange, sechs Fuß breite, und acht Fuß tiefe, ausgemauerte Gewölbe; stumme Ehrfurcht erfaßte meine Seele, — die Entblößung des Hauptes war die einzige Bewegung, welche ich an diesem heiligen Orte wagte! Nach einigen Minuten stieg ich wieder hinauf, lautlos, wie ich gekommen.

Früher war das Grab von sechs Trauerweiden umschattet; eine ging ein, fünf nahm der Prinz von Joinville mit, nachdem man ein Senkreis genommen. Herrlich gediehen die jungen Sproßen in der geweihten Erde, als wollten sie die entführten Bäume schnell ersetzen, und über das Geschehene Vergessenheit breiten! —

Ein alter, englischer Sergent, der ausser seiner Pension noch tausend Franken vom französischen Gouvernement erhält, ist der Hüter des Grabes; seine Frau brachte mir einen Trunk Wasser, mit des Kaisers Becher aus dem Kaisersquell geschöpft, und ein Sträuschen von

Geranien, die an dieser Stätte grünen; einen schönern Schatz für mein Album konnte ich gewiß nicht bekommen, schade nur, daß bei dessen Ueberreichung meine Illusion durch die nur zu deutliche Hinweisung auf meine Börse gestört wurde; doch die Engländer sind oft praktisch bis zum Erschrecken!

Den Weg nach Longwood, welches der Ruhestätte des Kaisers gegenüber auf einem Hügel liegt, legten wir in zwanzig Minuten zurück, ein kleines, weiß angestrichenes Haus, welches einst General Bertrand bewohnte, blieb zu unserer Rechten.

Longwood bringt der englischen Regierung Unehre in zwiefacher Beziehung, einmal, weil hier dem größten Manne seiner Zeit eine Wohnung erbaut wurde, welche der kleinste Bürgersmann in England für sich zu schlecht halten würde, zweitens, weil die Regierung nach des Kaisers Tode befahl, Longwood — so voll von Andenken des hohen Geistes, der daselbst gewaltet, — in eine Pächterei umzuwandeln! Der jährliche Ertrag davon sind fünfunddreißig Pfund Sterling.

Mit Unwillen hörte ich jeden mir in St. Helena bekannt gewordenen Engländer nicht allein über diese gemeine Entweihung, sondern auch über die Behandlung Napoleons sprechen. Zu der Zeit des Aufenthaltes des Kaisers soll die Stimme der Mißbilligung allgemein und laut gegen das englische Gouvernement erschollen seyn. Doch sie ist verhallt in den Schluchten der Berge und

dem Brausen des, die schwarzen Felsen umwogenden Meeres!

Die Lage von Longwood, an einem mit spärlicher Vegetation versehenen Bergrücken, ist in so fern erträglich, als man die Aussicht auf die Stadt und das Meer hat. Mehrere kleine, aus einem Erdgeschoß bestehende Häuser, oder vielmehr Gebäude, bilden Longwood, wo Napoleon mit seinen wenigen Dienern lebte, und wo er starb. Das Zimmer, in welchem der Kaiser seine große Seele aushauchte, wird jetzt zu einem Fruchtspeicher benutzt, die übrigen Räume dienen ähnlichen Zwecken, oder sind in Ställe umgewandelt!

Nur zu deutlich erkennt man das Bestreben der englischen Regierung, jedes Andenken an den Kaiser in den Pfuhl der Alltäglichkeit herabzuziehen, und in ihm zu ersticken!

Mit Unwillen verließ ich Longwood, um nach der bereits erwähnten Hochebene zu fahren. Nach einer halben Stunde befand ich mich in einer lachenden Oase. Der Boden war vortrefflich cultivirt, Weizenfelder wechselten mit Kartoffeläckern, mit Aepfel-, Birnen- und Pfirsichbäumen, mit langen Reihen von Orangen-, Citronen- und Dattel-Anpflanzungen. Alles trug das Gepräge der höchsten Fruchtbarkeit, und würde mich in Bezug auf die Cultivirung nach Europa versetzt haben, wenn mich nicht die tropischen Bäume und Pflanzen eines Andern belehrt hätten.

Der Mittag brachte mich nach Jamestown zurück, um mit meinen Reisegefährten und dem Capitän bei dem Agenten eines der ersten Häuser Calcuttas zu speisen. Dieser interessante Mann, früher auch Napoleons Agent für die Geldangelegenheiten, machte uns viele Mittheilungen über den Aufenthalt und die Behandlung des Kaisers, auch in seinem Herzen war eine tiefe Verehrung für den Gefangenen zurückgeblieben.

Seit meinem Aufenthalte in Indien bin ich, was das Baden und Waschen betrifft, ein ächter Hindu geworden, das klare Flüßchen, welches St. Helena mit Wasser versorgt, war am nächsten Morgen mein ersehntes Ziel. Nach dieser Erquickung ritt ich mit meinem Führer nach dem, eine kleine deutsche Meile entfernten Lemon Vale.

Lemon Vale, ein enges Thal, wie dasjenige, in welchem Jamestown liegt, ist einer der vier Landungsplätze der Insel; ein schattiges Citronenwäldchen gab ihm seinen Namen.

Der Reisende wird hier plötzlich daran erinnert, daß er sich in Afrika befindet, zu welchem Welttheile bekanntlich St. Helena gehört. Mehr als eintausend Neger, welche von englischen Kreuzern den Sclavenhändlern an der afrikanischen Küste weggenommen worden, werden hier mit einer schmalen Ration von Reis und Hirse von der englischen Regierung erhalten, und scharf bewacht, bis man sie auf Unkosten des Gouvernements als — freie

Arbeiter nach dem brittischen Westindien transportirt. Netze und Angelhaken sind ihre einzige Habe. Der Typus in Lemon Vale ist rein afrikanisch, die Menschenrace, ihre Kleidung, die mit Palmenblättern bedeckten Hütten erinnern an die Ufer des Senegals.

Nach dem Klange des Tamtam und des ausgehöhlten Elephantenzahnes tanzten die schwarzen Söhne Afrikas, im frohen Genusse des Augenblickes! Einige sah ich aber auch still und in sich gekehrt sitzen; ob sie wohl an die ihnen bevorstehende Freiheit dachten?

In der Bucht von Lemon Vale lagen mehrere wunderschöne Schooners, lauter Sclavenschiffe, welche weggenommen worden, und nun aufgebrochen werden sollten, da jetzt kein Sclavenschiff mehr die See befahren darf. Dieses Gesetz kommt daher, weil diese Schiffe meistens ausserordentlich schnell segelnde Fahrzeuge sind, und dadurch den Kreuzern oft entkommen. Damit man sie, einmal weggenommen, nicht wieder zum Sclavenhandel gebrauchen kann, werden sie hier öffentlich unter der Bedingung, daß man sie demolirt, verkauft. Es bleibt demnach nur der Holz- und Kupferwerth.

Unser Rückweg führte uns bergab der Küste entlang, die Gegend war abwechselnd wüste und leidlich bepflanzt. In der Entfernung von einer halben Stunde von Jamestown hörten wir einen gewaltigen, uns unerklärlichen Knall. — Die traurige Ursache dieser Explosion wurde uns bei dem Einreiten in die Stadt bekannt. Mehrere

Tragbahren und Karren, auf denen theils todte, theils sterbende, fürchterlich verbrannte Matrosen lagen, begegneten uns in Begleitung des Garnison-Arztes. Diese Unglücklichen gehörten zu der „Diana", einem englischen Wallfischfänger, dessen Pulverkammer, wie man glaubte, von dem dritten Steuermann in die Luft gesprengt worden war. Das Schiff selbst stand in Feuer als wir ankamen; der geringe Pulvervorrath hatte nur das Hintertheil desselben zerschmettert, das Uebrige wurde durch die vereinten Anstrengungen der Mannschaften eines holländischen Ostindienfahrers und der Auguste und Meline gerettet. Merkwürdigerweise waren unter denen, welche zu Hilfe eilten, mehrere, welche bei dem letzten großen Brande in Hamburg zugegen waren. Der Anblick der Verwundeten war ebenso schaudererregend, als die Umstände eigenthümlich, welche sich an die Explosion der Diana knüpften. Vor achtzehn Monaten war dieses Schiff von London nach den südlichen Ocean auf den Wallfischfang gegangen, und nach einem glücklichen Fange wegen Wassermangel und Verproviantirung in St. Helena eingelaufen, um von da nach England zurückzukehren. Sonderbarerweise fehlten aber der Capitän und der erste Offizier; der zweite und dritte Steuermann hatten die angeblich über Bord Gefallenen ersetzt. Trunkenen Muthes sagte ein Matrose am Lande aus: der Capitän und der erste Offizier seyen von dem jetzigen Capitän in Gemeinschaft mit fünf bis sechs andern Matrosen ermordet worden, weil sie die Leute

zu tyrannisch behandelt hätten, die Mannschaft wisse auch darum, aber keiner wage etwas zu verrathen. In Folge dieser Aeusserung wurden am Morgen der Explosion der jetzige Capitän nebst drei bis vier Matrosen festgenommen, Nachmittag fand die Katastrophe Statt, welche man allgemein dem bösen Gewissen und der Rache des ehemaligen dritten Steuermannes Schuld gab. Das Vorhaben, sich selbst, sowie den Angeber und Mitschuldigen zu tödten, gelang indessen unvollkommen, indem gerade der des Verbrechens Verdächtige nur eine leichte Verwundung davon trug. Das Resultat der Untersuchung wird jedenfalls seine Hinrichtung seyn.

Die Ersteigung des sogenannten Ladderhill auf Treppen, welche wenig besser waren, als die Sprossen einer Leiter, entschädigte mich in keiner Beziehung für die damit verbundene Anstrengung. Die Aussicht war nicht lohnend, die daselbst befindlichen Gebäude ohne Merkwürdigkeit. —

Eine Uebertheuerung, wie in Jamestown, habe ich nirgends erlebt, das einspännige Fuhrwerk kostete zwei Pfund Sterling, das Pferd nach Lemon Vale funfzehn Schilling, für ein Nachtquartier, Frühstück und zwei Gläser Sodawasser mit Cognac mußte ich funfzehn Schilling bezahlen! In diesem Verhältnisse schien auch der Preis aller Lebensmittel zu stehen; ein Pfund Rindfleisch kostete einen Schilling sechs Pence, ein Huhn fünf Schilling. Nur Wein und Schweine, ein im Schiffsleben

wichtiger Artikel, waren wohlfeil. Willig gab ich mein Geld für das Erhaltene hin, denn der interessante Aufenthalt auf St. Helena ließ mich die Schattenseiten und den kleinlichen Egoismus bald vergessen.

Zugleich mit einem andern Schiffe, dem **Duke of Richmond**, gingen wir am folgenden Tage wieder in See, und bald war bei günstigem Winde die schwarze, abentheuerliche Insel unsern Augen entschwunden. Ein Weidenzweig von Napoleons Grabe war das Andenken, welches mich nach England begleitete.

Der Capitän war anfangs Willens, an der Insel Ascension an's Land zu gehen, um, wie er schon öfters gethan, einige Dutzend Schildkröten daselbst zu kaufen; ein außerordentlich günstiger Wind ließ ihn jedoch seinen Entschluß ändern, und in der That legten wir in achtundvierzig Stunden fast einhundert deutsche Meilen zurück. Nur von Ferne sahen wir das, um das Jahr 1510 von den Portugiesen entdeckte Ascension, in der Form eines einzigen, ohngefähr 2500 Fuß hohen Berges, aus dem Meere hervorragen. In den Jahren, als Napoleon auf St. Helena lebte, lagen auf der Rhede von Ascension so zu sagen als Vorposten drei englische Kriegsschiffe, jetzt ist das öde, vulkanische Eiland nur von etwa einhundert armen Negern und funfzig englischen Soldaten bewohnt. Für den Fall eines Seekrieges wird Ascension als ein guter Anhaltepunkt von den Schifffahrtskundigen betrachtet. Der Reichthum an großen, schönen Schildkröten übersteigt

alle Begriffe; die englischen, an der Küste von Afrika zur Unterdrückung des Sclavenhandels kreuzenden Schiffe versorgen sich gewöhnlich damit in diesem kleinen, von den Engländern aus Vorsicht und Politik unterhaltenen Etablissement.

Ohne den geringsten Unfall, ohne Sturm und Unwetter, ja ohne von Calcutta bis auf die Höhe von Dartmouth auch nur ein einziges Mal wegen des Windes die Segel einreffen zu müssen, gelangte die Auguste und Meline beinahe zur selben Stunde mit dem **Duke of Richmond** nach einer Reise von hundertundachtzig Tagen an Englands Küste, ein Boot brachte mich nach dem zwei Meilen entfernten Dartmouth, und bald verlor ich das Schiff mit meinen mir lieb gewordenen Gefährten aus den Augen, um Albions Boden, nach einer Abwesenheit von acht Monaten aufs Neue zu betreten.

Der Schluß des Buches hat sehr häufig auf das Gesammturtheil eines Lesers einen wesentlichen Einfluß. Der Wunsch, das Interesse rege zu erhalten, läßt den Autor bisweilen Augenblicke fürchten, wo der Leser, aus dem Reiche der Phantasie in die Alltäglichkeit zurückgeführt, das etwa Gelungene des Werkes vergessen könnte, weil die Entwicklung und das Ende seinen Erwartungen nicht entsprachen.

Obgleich meine, der Wirklichkeit entnommenen Bilder den Wanderer nicht auf einen Höhepunkt führten, von

welchem das Herabsteigen zur Enttäuschung werden könnte, so mögen doch gegenwärtige Schlußworte die flüchtigen, raschen Züge entschuldigen, mit welchen die Rückreise von St. Helena nach England angedeutet ist. Nach einem so erhabenen Momente, als Napoleons Grab, hielt ich es für das Geeignetste, den Leser seinen Betrachtungen bei diesem historischen Denksteine zu überlassen, welcher, trotz der Entführung seines Inhaltes, doch von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Weltgeschichte emporragen wird.

Berichtigungen.

S. 32. letzte Zeile l. st. Zieh: Tieh. — S. 49. Zeile 4. v. u. l. st. Tiffin: Tiffin.

Druck von J. B. Hirschfeld.



